



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Soziales Kapital durch Dorfgemeinschaftshäuser?

Eine Untersuchung im Rahmen der Dorferneuerung Niederösterreich

Verfasserin

Franziska Schilcher

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 454

Studienrichtung lt. Studienblatt: Geographie, Studienzweig Raumforschung und Raumordnung

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Heinz Faßmann

Ich danke allen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben.

Mein besonderer Dank gilt der Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung, insbesondere Herrn DI Albert Kodym für seine Hilfe bei den Projektdaten und für die zahlreichen anregenden Gespräche.

Ich danke Herrn Univ.-Prof. Dr. Heinz Faßmann für seine raschen und pointierten Rückmeldungen.

Des Weiteren bedanke ich mich bei meiner Familie und meinen FreundInnen für ihre Geduld und ihr offenes Ohr.

„Einzelnen sind wir Worte, gemeinsam ein Gedicht.“

Rita Trattnigg¹

¹ Quelle: Hlawatsch et. al. 2006, 219

Abstract

Im Rahmen der Dorferneuerung Niederösterreich sind in zahlreichen Dörfern Dorfgemeinschaftshäuser zur Belebung der Kommunikation und zur Förderung von gemeinschaftlichen Aktivitäten entstanden. Die vorliegende Arbeit untersucht diese Kommunikationsorte aus Sicht der Sozialkapitaltheorien und bewertet ihre Bedeutung für das soziale Kapital im Dorf.

Das soziale Kapital wird dabei in Zusammenhang gebracht mit den gesellschaftlichen Transformationsprozessen im städtischen und ländlichen Raum. Dabei wird aufgezeigt, dass diese durch Modernisierung und Individualisierung geprägten Veränderungsprozesse für den Verlust von zivilgesellschaftlichem Engagement verantwortlich gemacht werden können, wodurch der gesellschaftliche Zusammenhalt geschwächt wird. Unterschiedliche Disziplinen postulieren als erfolgversprechende Gegenmaßnahme die Akkumulation von Sozialkapital. Dieses Ziel kann erreicht werden, indem Investitionen in vertrauensvolle und auf gemeinsame Normen basierende Beziehungsstrukturen getätigt werden.

Anhand des theoretischen Verständnisses der Sozialkapitaltheorien wird überprüft, welche Wirkungen die Errichtung von Dorfgemeinschaftshäusern für das soziale Kapital der Dorfbewölkerung haben können. Die vorliegende Arbeit zeigt, dass sich alleine durch den erforderlichen Beteiligungsprozess der Bevölkerung im Dorferneuerungsverfahren die Realisierung von Dorfgemeinschaftshaus-Projekten als eine den Zusammenhalt im Dorf stärkende Maßnahme erweist. Darüber hinaus wird durch die Zweckbestimmung der Dorfgemeinschaftshäuser ein Anreiz für die DorfbewohnerInnen geschaffen, sich vermehrt aktiv im dörflichen Gemeinschaftsleben zu engagieren.

Inhalt

1	Einleitung	8
1.1	Noch eine Diplomarbeit zum Thema Dorferneuerung?	8
1.2	Vorgangsweise und Aufbau	10
2	Theoretische Grundlagen der gesellschaftlichen Transformationsprozesse	12
2.1	Gesellschaftstheoretische Zugänge der Geographie und der Soziologie	12
2.2	Abgrenzungen von Stadt und Land	13
2.2.1	Gemeinschaft und Gesellschaft	14
2.2.2	Der Sozialcharakter der Großstadtbevölkerung	16
2.2.3	Urbanität als Lebensform	17
2.3	Wandel der Gesellschaft	19
2.3.1	Transformationsprozesse im städtischen Raum	20
2.3.2	Transformationsprozesse im ländlichen Raum	22
3	Soziales Kapital – Grundlagen und Operationalisierungen	29
3.1	Einführung in das Thema „Soziales Kapital“	29
3.2	Entwicklung der systematischen Auseinandersetzung mit dem Begriff	30
3.2.1	Die Anfänge der Sozialkapitalforschung	30
3.2.2	Gesellschaftstheoretischer Kontext für die Anfänge der Sozialkapitalforschung	31
3.3	Zentrale Konzepte des Sozialkapitals	32
3.3.1	Bourdieu: Soziales Kapital als Teil einer umfassenden Kapitaltheorie	33
3.3.2	Coleman: Soziales Kapital als sozialstrukturelle Ressource für das Individuum	36
3.3.3	Putnam: Soziales Kapital als Erfolgsfaktor für Zivilgesellschaften	38
3.4	Eigenschaften des sozialen Kapitals	39
3.4.1	Zentrale Elemente des sozialen Kapitals	40
3.4.2	Funktionen von sozialem Kapital	44
3.4.3	Einflüsse auf die Qualität von sozialem Kapital	48
3.5	Operationalisierungen von sozialem Kapital	51
3.5.1	Betrachtungsebenen und Indikatoren	52
3.5.2	Operationalisierungsansätze	54
4	Dorferneuerung als Strategie zur Entwicklung des ländlichen Raumes	57
4.1	Dorferneuerung allgemein (Bezug auf Österreich)	57
4.2	Dorferneuerung in Niederösterreich	60
4.2.1	Entstehung	60

4.2.2	Grundsätze und Ziele	61
4.2.3	Gegenstand	62
4.2.4	Umsetzung.....	63
5	Dorfgemeinschaftshäuser in Niederösterreich	68
5.1	Vorbemerkungen zur Analyse.....	68
5.2	Analyse der Dorfgemeinschaftshäuser in Niederösterreich	74
5.2.1	Dorfgemeinschaftshäuser aus quantitativer Sicht	74
5.2.2	Dorfgemeinschaftshäuser aus qualitativer Sicht	82
5.3	Beschreibung der Dorfgemeinschaftshäuser aus sozialkapitaltheoretischer Sicht ..	89
6	Dorfgemeinschaftshäuser und ihre Bedeutung für das soziale Kapital – Fazit.....	97
7	Literaturverzeichnis.....	101
8	Anhang	107

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Der Sozialkapitalkomplex.....	44
Abbildung 2: Verteilung der Dorfgemeinschaftshaus-Projekte nach Viertel	76
Abbildung 3: Verteilung der Dorfgemeinschaftshaus-Projekte nach Projektkosten.....	77
Abbildung 4: Umbau eines ehemaligen Amtshauses in Thallern	78
Abbildung 5: Umbau eines ehemaligen Milchhauses in Klein Heinrichschlag.....	78
Abbildung 6: Maßnahmen an den Dorfgemeinschaftshäusern	79
Abbildung 7: Dorfgemeinschaftshaus kombiniert mit dem Feuerwehrhaus in Eisenberg.....	79
Abbildung 8: Dorfgemeinschaftshaus kombiniert mit dem Feuerwehrhaus in Wegscheid am Kamp	79
Abbildung 9: Dorfgemeinschaftshaus im Obergeschoß, Bank im Erdgeschoß (in Dietmanns)	80
Abbildung 10: Integration der Dorfgemeinschaftshäuser in Gebäudekomplexe mit weiteren Funktionen.....	80
Abbildung 11: Größe der Kommunikationsorte.....	81
Abbildung 12: Dorfgemeinschaftshaus in Form einer Holzhütte (in Schmerbach am Kamp)	81
Abbildung 13: Dorfgemeinschaftshaus in Hallen-Größe (in Reisenberg)	81
Abbildung 14: Tribüne in der Mehrzweckhalle Wang.....	82
Abbildung 15: Gasthäuser als Beweggrund für die Schaffung von Dorfgemeinschaftshäusern	83
Abbildung 16: Errichtung eines Pfarrsaals im Ensemble mit der Kirche (in Kirchbach).....	84

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Abgrenzungen von Stadt und Land.....	19
Tabelle 2: Funktionale Dichotomien von Sozialkapital.....	45
Tabelle 3: Der doppelte Doppelcharakter des Sozialkapitals.....	53
Tabelle 4: Indikatoren sozialen Kapitals.....	53
Tabelle 5: Operationalisierungsansätze von sozialem Kapital.....	55
Tabelle 6: Bezeichnung der Dorfgemeinschaftshäuser entsprechend der Projektanträge	75

1 Einleitung

1.1 Noch eine Diplomarbeit zum Thema Dorferneuerung?

Die niederösterreichische Dorferneuerung wird gerne als „Erfolgsstory“ bezeichnet – die zahlreichen Publikationen (vielfach auch im Rahmen von Diplomarbeiten) und das mittlerweile 25jährige Bestehen der niederösterreichischen Dorferneuerung scheinen dies zu bestätigen.

Das 25jährige Bestandsjubiläum in diesem Jahr hat die niederösterreichische Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung dazu veranlasst, Rückschau zu halten und ist aus diesem Grund an das Institut für Geographie und Raumforschung an der Universität Wien herangetreten, um drei Themenbereiche im Rahmen von Diplomarbeiten bearbeiten zu lassen. Neben den Dorferneuerungsprozessen (Aktivierungsgrad, Zufriedenheit und Effizienz) und der Einflussnahme von räumlicher Lage und Ortsstruktur auf den Erfolg der Dorferneuerung deckt die vorliegende Arbeit die Analyse von Dorferneuerungsprojekten ab.

Mit dem Begriff „Dorf“ werden meist zwei sehr konträre Bilder verbunden: Das idealisierte Bild eines naturnahen, kommunikativen und auf die Gemeinschaft bedachten Zusammenlebens einerseits und das rückständige, konservative und einengende Bild des Lebens am Dorf andererseits. Wie auch immer man das Leben im Dorf sehen mag, außer Frage steht, dass Dörfer bedingt durch einen grundlegenden Struktur- und Funktionswandel mit erheblichen Problemen wie Abwanderung, Versorgungsdefizite etc. und damit verbundenen Bedeutungs- und Identitätsverlusten konfrontiert sind. Die Dorferneuerung greift diese negativen Entwicklungstrends auf und will hier mit Hilfe der Eigeninitiative der DorfbewohnerInnen gegensteuern.

Dörfer können in ihrer Entwicklung aber nicht von den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen losgelöst betrachtet werden. Im Gegenteil: Mit der Industrialisierung kam es erst zu einer Abgrenzung von Stadt und Land und einer entsprechenden Charakterisierung des Städtischen und des Ländlichen. Mit der Entwicklung hin zur modernen Gesellschaft wird die Grenzziehung zwischen Stadt und Land und zwischen städtischen und ländlichen Lebensweisen zunehmend schwieriger, wenn nicht gar obsolet. Der gesamtgesellschaftliche Individualisierungstrend trifft nicht nur den städtischen Raum, sondern macht auch vorm ländlichen Raum nicht Halt. In diesem Zusammenhang ist vielfach die Rede vom schwindenden zivilgesellschaftlichen Engagement, was die Theorien um das soziale Kapital populär werden ließ. Sozi-

ales Kapital wird vielfach als Lösung für mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Probleme gesehen, eine entsprechende Investition zur Stärkung des Sozialkapitals ist also die logische Schlussfolgerung.

Diese beiden Themenbereiche bilden den Rahmen dieser Arbeit. Sowohl die Gesellschaft entwickelt sich ständig weiter wie auch die Dorferneuerung keine starre Förderinitiative der öffentlichen Hand ist. Die Herausforderungen der Dörfer waren vor 25 Jahren anders als sie es heute sind, dementsprechend hat sich auch die Dorferneuerungsaktion in Niederösterreich kontinuierlich weiterentwickelt und neue Schwerpunkte gesetzt. Standen zu Beginn vor allem gestalterische Maßnahmen im Vordergrund, so liegt der Schwerpunkt mittlerweile bei sozialen Maßnahmen. Eine Reaktion auf den ständigen Wandel ist der Wunsch vieler Dörfer nach Dorfgemeinschaftshäusern, da in vielen Dörfern die letzten öffentlichen Treffpunkte und Kommunikationsorte (wie sie es beispielsweise Dorfwirtshäuser darstellen) verloren gingen.

Ausgehend von dieser Entwicklung leitet sich das Thema dieser Diplomarbeit ab, die der Grundfragestellung nachgeht, welche Bedeutung die Dorfgemeinschaftshäuser für das soziale Kapital im Dorf haben können. Auf Basis einer Aufbereitung der Sozialkapitaltheorien (anhand der Literatur) und der Untersuchung von Dorfgemeinschaftshäusern als empirischen Gegenstand (anhand von Textdokumenten), wurden vier Themenbereichen identifiziert, die gezielt nach ihrer Rolle für die Generierung von sozialem Kapital untersucht werden. Diese Detailbereiche entsprechen verschiedene Zeitphasen und organisatorische Prozesse im Rahmen der Umsetzung der Dorfgemeinschaftshaus-Projekte und beziehen sich auf

- die Initiierung und grundsätzlichen Rahmenbedingungen,
- die Beteiligten und ihre Leistungen im Umsetzungsprozess,
- die NutzerInnen und die Formen der Nutzung sowie
- die Organisation der Nutzung bzw. die Verwaltung der fertig gestellten Dorfgemeinschaftshäuser.

Weiterführend ergeben sich daraus übergeordnete Fragen:

- Stellen Dorfgemeinschaftshäuser eine direkte Investition in das soziale Kapital des Dorfes dar und beeinflussen damit das soziale Beziehungsgefüge und das dörfliche Gemeinschaftsleben?
- Lässt sich das Sozialkapital-Konzept auch für die Dorferneuerung im Allgemeinen anwenden?

1.2 Vorgangsweise und Aufbau

Zur Bearbeitung der genannten Grundfragestellung wurde entsprechend der fachlichen Ausrichtung der Verfasserin² eine sozialgeographische Herangehensweise gewählt. Dem sozialgeographischen Ansatz zufolge stehen gesellschaftliche und räumliche Prozesse in wechselseitiger Beziehung – der gesellschaftliche Wandel zieht demnach auch einen Funktions- und Bedeutungswandel des Raumes nach sich. Anhand dieser Verbindung von Gesellschaft und Raum können auch die Veränderungen im ländlichen Raum beschrieben werden, weshalb am Beginn dieser Arbeit in einer theoretischen Abhandlung die gesellschaftlichen Transformationsprozesse mit deren Auswirkungen auf den städtischen und ländlichen Raum dargestellt werden, gefolgt mit den darauf Bezug nehmenden Sozialkapitaltheorien. Nach einer Auseinandersetzung mit der Dorferneuerung im Allgemeinen erfolgt in einem weiteren Schritt die Analyse von all jenen Dorfgemeinschaftshäusern, für die im Zeitraum 2003 bis 2007 im Rahmen der niederösterreichischen Dorferneuerungsinitiative ein Förderantrag gestellt wurde. Darauf aufbauend werden abschließend die Ergebnisse der theoretischen Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der empirischen Analyse zueinander in Verbindung gesetzt und im Rahmen dieser Synthese die Bedeutung der Dorfgemeinschaftshäuser für das soziale Kapital erarbeitet.

Die Untersuchung erfolgt nicht aus einer akteurstheoretischen Perspektive, sondern basiert auf einer Auswertung von Projektunterlagen. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit haben vor allem deskriptiven Charakter, wobei die Verfasserin versucht, alle für die konkrete Fragestellung wesentlich erscheinenden Aspekte zu berücksichtigen.

Als methodischer Orientierungsrahmen dient die Grounded Theory (Glaser / Strauss), die auf einen permanenten Rückkoppelungsprozess von Empirie und Theorie aufbaut. Entsprechend dieser prozessorientierten Arbeitsweise haben sich die Grundfragestellung und die Methoden seit Untersuchungsbeginn laufend weiterentwickelt, wobei das methodische Vorgehen von sich gegenseitig ergänzenden quantitativen und qualitativen Methoden bestimmt ist. Die wesentlichen Datengrundlagen für diese Analyse stellen die Projektakten der Dorfgemeinschaftshäuser, die Informationen von den Homepages des Dorferneuerungsverbandes, der betroffenen Gemeinden bzw. der Vereine sowie die Gespräche mit der Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung.

² Die Verfasserin wählte im Geographie-Studium (Studienzweig Raumforschung und Raumordnung) den Wahlfachschwerpunkt Siedlungs- und Stadtsoziologie.

Der Aufbau dieser Arbeit sieht folgendermaßen aus:

In einem einführenden Kapitel (Kapitel 2) wird entsprechend der sozialgeographischen Herangehensweise der gesellschaftstheoretische Kontext aus Sicht der Geographie und Soziologie erörtert, wobei der Wandel von der traditionellen, gemeinschaftlich organisierten Gesellschaft hin zu einer von Individualinteressen bestimmten modernen Gesellschaft thematisiert wird. In diesem Zusammenhang werden auch die Veränderungsprozesse im städtischen und ländlichen Raum dargelegt.

Aufbauend auf den zuvor geschilderten gesellschaftlichen Wandel folgt in Kapitel 3 eine ausführliche Auseinandersetzung mit den viel diskutierten Sozialkapitaltheorien. Da es für das soziale Kapital keine einheitliche Definition und kein allgemeingültiges Konzept gibt, werden die am häufigsten zitierten Sozialkapitaltheorien von Bourdieu, Coleman und Putnam vorgestellt und anschließend zentrale Elemente und Dimensionen des sozialen Kapitals herausgearbeitet. Diese Eigenschaften des sozialen Kapitals werden im Folgenden auch für die Untersuchung der Dorfgemeinschaftshäuser herangezogen.

Kapitel 4 ist der Darstellung der Dorferneuerung gewidmet, in dessen Rahmen die Dorfgemeinschaftshäuser eingebettet sind. Dabei wird zuerst die Dorferneuerung im Allgemeinen beschrieben und anschließend genauer auf die niederösterreichische Dorferneuerung eingegangen.

Die anschließende Analyse (Kapitel 5) betrachtet die Dorfgemeinschaftshäuser in Niederösterreich und beschreibt diese in einem ersten Schritt anhand einer quantitativen und einer qualitativen Analyse. Quantitativ werden Aspekte wie Namensgebung, Kosten und Größe untersucht; die qualitative Analyse widmet sich der Entstehung der Dorfgemeinschaftshäuser, den Beteiligten und deren Leistung, der Nutzung sowie deren Verwaltung. In einem zweiten Schritt werden die Dorfgemeinschaftshäuser aus einer sozialkapitaltheoretischen Perspektive beschrieben, indem die Ergebnisse der theoretischen Auseinandersetzung mit dem sozialen Kapital mit jenen der Analyse der Dorfgemeinschaftshäuser zusammengeführt werden.

Im abschließenden Kapitel 6 werden die aufgeworfenen Fragestellungen beantwortet und mit abschließenden Bemerkungen ergänzt.

2 Theoretische Grundlagen der gesellschaftlichen Transformationsprozesse

Seit einigen Jahren stehen Sozialräume im Mittelpunkt sozialpolitischer, planerischer, soziologischer, sozialgeographischer und sozialpädagogischer Debatten. Sozialräume werden häufig als territoriale Areale charakterisiert – dieser Aspekt alleine ist jedoch zu wenig, denn Sozialräume stellen immer komplexe Zusammenhänge kultureller, historischer und territorialer Dimensionen dar (vgl. Maurer et. al. 2005, 5). Die Geographie hat in diesem Zusammenhang über lange Zeit eine untergeordnete Rolle gespielt und nur selten in gesellschaftstheoretischen Diskussionen Stellung bezogen. Erst seit den letzten drei Jahrzehnten bringt sich die Humangeographie mit zunehmender Bedeutung in die Gesellschaftstheorie ein (vgl. Thrift 1995).

2.1 Gesellschaftstheoretische Zugänge der Geographie und der Soziologie

In den gesellschaftstheoretischen Diskursen wurde über lange Zeit dem zeitlichen und räumlichen Kontext kaum eine Bedeutung beigemessen, erst in den 1980er Jahre wurde verstärkt hervorgehoben, dass Gesellschaften als kontextuelle Einheiten zu sehen sind, die sich von Anfang an lokal unterscheiden. Darüber hinaus rückte im modernen Kapitalismus die Produktion und Reproduktion von Raum in den Mittelpunkt der Debatten, sodass nach Thrift die Geographie zunehmend als eine wichtige „Drehscheibe der Auseinandersetzungen“ (Thrift 1995, 21) zu sehen ist. In diesen Diskurs bringt sich innerhalb der Humangeographie insbesondere die Sozialgeographie ein, die in der Untersuchung der Geographie bzw. der Geographien der Menschen den Fokus auf das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Erdraum legt und deren umfassendes Forschungsinteresse sich nach Werlen und Reutlinger im Wesentlichen auf folgende zwei Grundfragen zusammenfassen lässt: „Wie sind Gesellschaften in räumlicher Hinsicht organisiert?“ und „Welche Bedeutung erlangen räumliche Bedingungen für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen?“ (Werlen / Reutlinger 2005, 49). Mit dieser Ausrichtung des Erkenntnisinteresses bildet die wissenschaftliche Sozialgeographie seit ihren Anfängen die Schnittstelle zwischen Soziologie und Geographie. Das Besondere der Sozialgeographie im Vergleich zur Soziologie ist, dass in der Sozialgeographie Handelnde immer als körperliche Wesen behandelt werden, wodurch sowohl die Bedeutung des natürlichen als auch des räumlichen Kontextes des Handelns im Blickfeld stehen. Mit der handlungszentrierten sozialgeographischen Betrachtungsweise wird „die historisch seit Anfang des 20. Jahrhunderts entstandene Lücke zwischen der deterministischen ‚Raumverses-

senheit' der allgemeinen Geographie einerseits und der idealistischen ‚Raumvergessenheit' der Soziologie andererseits geschlossen“ (Werlen / Reutlinger 2005, 50). Andererseits gibt es auch innerhalb der Soziologie die Teildisziplin der Stadt- und Regionalsoziologie, die sich mit der gesellschaftlichen Organisation im besiedelten Raum befasst und damit sehr wohl den räumlichen Kontext in ihre Betrachtungen miteinbezieht. Diese „spezielle Soziologie“ (Dangschat / Frey 2005, 143) setzt sich dabei einerseits mit der Frage auseinander, wie sich Gesellschaften ihre jeweiligen Umgebungen gestalten und andererseits, wie sich unterschiedliche Kontexte (wie etwa die Innenstadt, die Vorstadt, das Dorf, der Marktplatz etc.) auf die Formen des Zusammenlebens auswirken (vgl. Dangschat / Frey 2005, 143).

Auch wenn die wissenschaftlichen Disziplinen unterschiedliche Zugänge verfolgen, für die Beschreibung des Sozialraumes werden die gleichen theoretischen Grundlagen herangezogen. Gemeint sind damit unter anderem die gesellschaftstheoretischen Arbeiten von Friedrich Engels, Karl Marx, Max Weber oder Georg Simmel. Diesen Arbeiten ist gemein, dass sie sich alle mit den Gegensätzen von Stadt und Land auseinandersetzen, wobei dabei die Begriffe „Stadt“ und „Land“ lediglich als Stereotype für die „alte“ und „neue“ Gesellschaft verwendet wurden. In diesen soziologischen Klassikern wurden die Stadt und das urbane Leben als ein eigenständiger, sich vom Ländlichen abgrenzender Sozialraum begriffen, in dem die Prozesse des sozialen Wandels in besonderer Weise sichtbar wurden (vgl. Dangschat / Frey 2005, 145f). Stadt und Land wurden demnach als zwei sich gegenüberstehende Sozialgebilde dargestellt, wobei im Mittelpunkt des Interesses primär die Sozialverhältnisse der Städte und nicht jene der Dörfer standen.

2.2 Abgrenzungen von Stadt und Land

Der durch die Industrialisierung ausgelöste gesellschaftliche Strukturwandel im Übergang vom 19. in das 20. Jahrhundert war eng verbunden mit der Verstädterung. Während sich in den prekären Wohn- und Lebensverhältnissen der Städte die neue Klasse des Proletariats mit ihren „'unzivilisierten, zügellosen' Lebensweisen“ (Häußermann / Siebel 2004, 25) herausbildete, wurde das Landleben verklärt und unter dem Banner der Agrarromantik und Großstadtfeindschaft ein politisch motivierter, natürlicher und reaktionärer Konservatismus betrieben (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 19ff).

Heutzutage sind Stadt und Land kein gesellschaftlicher Gegensatz mehr – Prigge formuliert dies mit „Peripherie ist heute überall“ (Prigge 1998, 6) –, dennoch prägen die traditionellen

Analyseansätze von Stadt und Land mit ihren differenzierten Beschreibungen auch die heutigen Wahrnehmungen des Städtischen und des Ländlichen. Drei sehr einflussreiche Arbeiten (jene von Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Louis Wirth) werden daher im Folgenden näher ausgeführt.

2.2.1 Gemeinschaft und Gesellschaft

Das Begriffspaar „Gemeinschaft und Gesellschaft“ symbolisiert den Gegensatz zwischen Stadt und Land. Diese Unterscheidung stammt von Ferdinand Tönnies, dessen gleichnamiges Werk (mit dem Untertitel „Grundbegriffe der reinen Soziologie“) 1887 erstmals erschienen ist und damit die Weiterentwicklung der Soziologie nachhaltig geprägt hat. Ausgehend von den bejahenden menschlichen Beziehungen, die Ausdruck menschlichen Willens sind (gemeint sind damit positive Wechselwirkungen, die zur Bildung einer einheitlich nach innen und nach außen agierenden Gruppe führen – Tönnies spricht hier von „Verbindungen“), beschreibt Tönnies anhand der Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft, wie das Verhältnis dieser sozialen Verbindungen aufgefasst werden kann: Das Wesen einer Gemeinschaft ist für ihn das reale und organische Leben, das Wesen der Gesellschaft hingegen begreift er als ideel und mechanisch gebildet (vgl. Tönnies 1991 [1887], 3).

Nach Tönnies ist die Gemeinschaft „eine den ganzen Menschen umfassende, durchdringende und bestimmende soziale Verbundenheit“ (Scheuringer 1992, 20f), wobei er drei Hauptformen des gemeinschaftlichen Lebens – die jedoch zusammenhängen und einander ergänzen – unterscheidet: Das sind erstens die Gemeinschaften des Blutes (wie Familie, Sippe, Volk), zweitens die Gemeinschaften des Ortes (beispielsweise Nachbarschaft, Dorf und die ständisch geordnete, vorindustrielle Stadt) und drittens die Gemeinschaften des Geistes (zum Beispiel Freundschaft). Entfalten können sich diese Gemeinschaften am besten in einem überschaubaren und nach außen abgrenzbaren Raum, wobei gemeinsame Sitten, Sprache, Religion und gegenseitige Anteilnahme den Zusammenhalt stärken.

Die zur Gemeinschaft gegensätzliche Form menschlichen Zusammenlebens beschreibt Tönnies mit dem Begriff „Gesellschaft“, der für ihn untrennbar verbunden ist mit den Prozessen der Kommerzialisierung, Industrialisierung und Verwissenschaftlichung. Tönnies bezieht sich damit auf die Folgen des Überganges der Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft und der damit einhergehenden starken Urbanisierung. Tönnies sieht durch den Liberalismus des Industriesystems einen sich verschärfenden Konkurrenzkampf, was zur Folge hat, dass der

Großstadtmensch auf seine eigenen Interessen bedacht ist und traditionelle gemeinschaftliche Werte aufgegeben werden. Die Menschen handeln demnach zunehmend zweckrational und berechnend, was dazu führt, dass das Zusammenleben nicht mehr mit Sitte oder Religion geregelt wird, sondern mit Verträgen und Konventionen (vgl. Scheuringer 1992, 21).

Die von Tönnies geschaffene dichotome Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft steht für eine Unterscheidung von ländlichem bzw. dörflichem Leben (Gemeinschaft) und von städtischen Lebensweisen (Gesellschaft). Die Lebensweisen der Gemeinschaft und Gesellschaft beschreibt Tönnies folgendermaßen:

Gemeinschaftliche (ländliche) Lebensweisen

Das Haus und das Dorf (und daneben auch die Kleinstadt) ist ein Hort gemeinschaftlichen Lebens, wo jede Person in einem eng gewobenen Netzwerk von Verwandten und FreundInnen, von Vereinsbeziehungen und in gewisser Weise in eine gemeinsame Geschichte eingebettet ist. Diese menschlichen Beziehungen sind dauerhaft und aufgebaut auf klaren Vorstellungen, wo eine Person in der Gesellschaft steht. Die Rollen sind in der Gemeinschaft eindeutig bestimmt, sodass es keine Rollenkonflikte gibt, wobei die Rolle eines Individuums und der soziale Status in weiten Teilen mit der Geburt vorbestimmt sind. Die Identität einer Person wird also durch ihre Position innerhalb der Gemeinschaft definiert und danach bewertet, was sie ist und nicht, was sie geleistet hat. Gemeinschaften zeichnen sich außerdem dadurch aus, dass die Mitglieder sowohl physisch als auch sozial relativ immobil sind und deren Kultur relativ homogen ist. Die Moral einer Gemeinschaft stützt sich stark auf Familie und Kirche, deren Werte und Anforderungen klar und verinnerlicht sind. Gemeinschaftliche Gefühle schließen enge und dauerhafte Loyalitäten zum Ort und zu den Leuten ein. Tradition und die emotionale Bindung an Konventionen und Sitten an einem (geliebten) Ort sind zentral im Gemeinschaftskonzept. Gemeinschaften basieren auf bestimmte Werte und Normen, die übernommen und befolgt werden müssen, wenn man der Gemeinschaft angehören will; ein Zugehörigkeitsgefühl und oft auch Fürsorge- und Unterstützungsleistungen sind die Belohnung dafür. Gemeinschaften sind damit auch Träger von Solidarität (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 105).

Gesellschaftliche (großstädtische) Lebensweisen

Nach Tönnies Auffassung gehen die zuvor beschriebenen Eigenschaften einer Gemeinschaft in der (industriellen) Großstadt verloren. Dort herrscht der Zustand der Gesellschaft, wo Men-

schen mehr durch formale Organisationen und Märkte miteinander verbunden sind als über informelle Beziehungen und einem Gefühl der Zusammengehörigkeit. In der Großstadt leben Individuen oder Familien, die eher über vertragliche Bindungen miteinander verbunden sind und dessen gemeinsamer Raum (Nachbarschaft) nicht gemeinsam konstituiert wurde, sondern zufälliges Ergebnis der Wahl vieler Einzelpersonen ist. Die hohe Bevölkerungsdichte führt dazu, dass sich die meisten Menschen, die sich im Laufe des Tages begegnen, fremd bleiben. In der Nachbarschaft gibt es kein gemeinsames kulturelles Erbe und keine gemeinsamen (um der Nachbarschaft willen) Werte, Normen oder Verhaltensweisen. Im Großstadtleben hat man nur zweckgebunden miteinander zu tun, was soziale Distanz erzeugt und dazu führt, dass Beziehungen der GroßstädterInnen fragmentierter und funktional spezialisierter sind sowie weniger dauerhaft sein können. Menschen in Großstädten wechseln öfter den Wohnsitz, brechen Freundschaften ab, verändern ihre Beziehungsnetzwerke und wählen Personen, mit denen sie etwas zu haben wollen, bewusst aus (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 105f).

Tönnies hat die gemeinschaftliche und gesellschaftliche Lebensweise idealtypisch gegenübergestellt. Auch wenn ihm nicht entging, dass in den Großstädten durchaus auch ein gemeinschaftliches Leben stattfand, so war er mit seiner Theorie dennoch davon überzeugt, dass die fortschreitende Industrialisierung und Urbanisierung schließlich die gemeinschaftlichen Formen verdrängen würden (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 106).

2.2.2 Der Sozialcharakter der Großstadtbevölkerung

Ebenso in der Tradition des Stadt-Land-Gegensatzes bestimmte Georg Simmel in seinem Essay „Die Großstädter und das Geistesleben“ aus dem Jahr 1903 Verhaltensweisen von GroßstädterInnen, die jenen der Land- oder Kleinstadtbevölkerung gegenüberstanden. Er war der erste Soziologe, der sich systematisch mit der neuen Qualität des sozialen Lebens in der Großstadt auseinandersetzte, wobei er zwei wesentliche Aspekte der großstädtischen Lebensweise hervorhob:

Mit der Analyse der formalen Beziehungskreise der Menschen in der Großstadt stellte er fest, dass es durch die unpersönlicheren und mehr zweckgebundenen Begegnungen zwischen den GroßstädterInnen zu einer Ausdifferenzierung funktionaler Rollen kam. Die sozialen Beziehungen in der Großstadt waren nach funktionalen Rollen strukturiert und überlagerten sich im Gegensatz zum Dorf kaum. (Im Dorf war es ganz normal, dass beispielsweise der Tischler im Dorf gleichzeitig als Organist in der Kirche und als Trompetenspieler bei der Musikkapelle

bekannt war.) Diese weitgehend unpersönlich bleibenden Beziehungen der GroßstädterInnen erschienen Simmel besonders geeignet für die Integration von Fremden, denn dadurch konnten Menschen auch durch abweichende Vorlieben und Werte und ohne volle Akzeptanz der anderen Persönlichkeit mit sehr viel mehr Menschen in unproblematische Beziehungen treten (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 35f).

Der zweite Aspekt seiner Abhandlung betrifft die Identifikation bestimmter Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften der GroßstädterInnen. Während zu dieser Zeit die vorherrschende konservative Stadtkritik den Untergang des Persönlichen in der großstädtischen Massenkultur beklagte, erkannte Simmel in den neuen Mentalitäten einen gesellschaftlichen Fortschritt. Simmel beschrieb die Großstadt als einen Raum, in dem eine Überfülle kurzer, heftiger, schnell wechselnder und sehr verschiedenartiger Eindrücke auf die Betrachterin oder den Betrachter einstürzen, die umso intensiver werden, je größer die Zahl und die Dichte der Bevölkerung ist. Die Großstadtbevölkerung schafft es unter diesen Umständen zu leben, da sie im Umgang untereinander folgende drei Charaktereigenschaften auszeichnet:

- Intellektualität als Schutzschild vor den großstädtischen Reizüberflutungen: Der rationale Verstand bestimmt das Beziehungsgefüge.
- Blasiertheit: Die Sinne sind gegenüber der ständigen Überreizung abgestumpft, nichts kann passieren, was nicht schon einmal erlebt wurde.
- Reserviertheit: Bei der Fülle an Kontakten ist Distanziertheit und ein gewisses Misstrauen notwendig, um innerlich nicht völlig zerrissen zu werden.

Diese Eigenschaften bezeichnen eine spezifische Qualität der Beziehungen der GroßstädterInnen untereinander und zu ihrer Umgebung. Diese Form der Wechselbeziehungen stellt ein gewisses Abwehrverhalten dar, das den Menschen in der Großstadt vom Menschen in der Kleinstadt und dem Dorf unterscheidet (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 36ff).

2.2.3 Urbanität als Lebensform

Louis Wirth nimmt mit seiner Theorie zur „Urbanität als Lebensform“ („Urbanism as a Way of Life“) aus dem Jahr 1938 direkten Bezug auf die Arbeit von Simmel. Anders als Simmel versuchte er allerdings, eine reine Soziologie der Stadt zu entwerfen, die von der Soziologie der Gesellschaft säuberlich getrennt bleiben sollte. Für Wirth ist Urbanisierung hauptsächlich ein quantitativer Prozess – es geht bei ihm also nur um die Verstädterung und um die Zusammenballung großer Menschenmassen in großen Siedlungen. Die Abgrenzung von Stadt und

Land ist für ihn kein qualitativer Unterschied der Ökonomie oder der Kultur, sondern eine Frage der Größe und Dichte der Bevölkerung. Falls sich qualitative Unterschiede zwischen Stadt und Land finden lassen, so sind sie für Wirth eine Folge der Verstädterung und nicht umgekehrt, die moderne Großstadt eine Folge der Industriegesellschaft (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 93f).

Wirth versuchte die Stadt mit Merkmalen zu definieren, die die Stadt zu allen historischen Epochen und in allen Gesellschaften als solche auszeichnet. Dazu identifizierte er die drei Merkmale Größe, Dichte und Heterogenität, die in einer linearen Kausalität zu der daraus folgenden Lebensweise der Stadtbevölkerung stehen. Größe erzeugt laut Wirth eine Dominanz von „unpersönlichen, oberflächlichen, transitorischen und segmentären Kontakten“ und „eine utilitaristische und intellektualistische Einstellung zu anderen“ (Häußermann / Siebel 2004, 94). Dichte verstärkt die Wirkungen der Größe und fördert die Differenzierung und Spezialisierung, die sich auch in einer sozialräumlichen Segregation zeigt. Die Heterogenität der Bevölkerung (differenziert nach sozialen Merkmalen wie Schicht, Lebensstil, Rasse etc.) hat eine nivellierende Wirkung, denn bei einer großen Anzahl von Menschen können weniger die Bedürfnisse der Individuen als vielmehr jene des Durchschnittsmenschen erfüllt werden (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 94f).

Wirths Versuch, eine reine Stadtsoziologie zu formulieren, geht nur indem er alle gesellschaftlichen Aspekte ausblendet. Es gelingt ihm daher auch nicht, die sozialen Phänomene, die er als ausschließlich städtisch verursacht betrachtet, eindeutig den einzelnen Elementen Größe, Dichte und Heterogenität zuzuordnen, was seine Schlussfolgerungen zum Teil widersprüchlich und willkürlich erscheinen lassen. Trotz dieser Kritik kommt seinem Aufsatz eine große Bedeutung in der Stadtforschung zu (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 95f).

Die vorgestellten Gegenüberstellungen von Stadt und Land sind als idealtypische Unterscheidungen zu betrachten. Tabelle 1 stellt eine Art Zusammenschau der kennzeichnenden Elemente beider Sozialräume dar, die naturgemäß nur ein stark vereinfachtes Bild von Stadt und Land wiedergeben kann. Während es sich im Übergang vom 19. in das 20. Jahrhundert tatsächlich noch um einen Stadt-Land-Gegensatz handelte, so sind die Abgrenzungen ein Jahrhundert später wesentlich schwieriger. Auch wenn im 21. Jahrhundert mit Stadt und Land vielfach noch starke Wertungen wie beispielsweise Fortschritt und Rückständigkeit verbunden sind, die klassischen Zuschreibungen für Stadt und Land sind jedoch mit den modernen

Entwicklungen sowohl in räumlicher, wirtschaftlicher und in sozialer Hinsicht kaum mehr aufrecht zu erhalten. Mit der Suburbanisierung und Individualisierung sind die Funktionen wie auch die Lebensweisen von diesen beiden Sozialräumen komplexer und differenzierter geworden und die Grenzen zwischen Stadt und Land zunehmend unübersichtlicher. Daher spricht man heute eher von einem Stadt-Land-Kontinuum als von einem Gegensatz.

Tabelle 1: Abgrenzungen von Stadt und Land

Kategorie	Stadt	Land
Besiedlungsdichte	hoch	niedrig
Nutzungsart	Wohnen, Verwaltung, Bildung, Kultur, Verkehr	Wohnen, Erholen, Landwirtschaft, Tourismus
Infrastruktur	heterogen, spezifisch, zentralörtlich	homogen, spezifisch, peripher
Wirtschaftsstruktur	tertiärer (sekundärer) Sektor	primärer Sektor
Demographische Struktur	jung, kleine Haushalte, kinderlos, multi-ethnisch	alt, große Familien, viele Kinder, autochton
Sozialstruktur	heterogen, polarisiert	homogen, integriert
Wertestruktur	heterogen	konservativ, homogen
Kommunikationsstruktur	indirekt, oberflächlich	direkt, intensiv

Quelle: Dangschat 2006/2007

2.3 Wandel der Gesellschaft

Über lange Zeit war das Industrielle die dominante Formbestimmung für die gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse und brachte ein relativ einheitliches, beständiges Bild der Industriegesellschaft hervor. Ein Jahrhundert später existieren mehrere Visionen von der Zukunft der modernen Gesellschaft: In den 1970er Jahren setzte sich die Vision von der Dienstleistungsgesellschaft durch, in den 1980er Jahren war die Rede von einer Kultur- oder Erlebnisgesellschaft und in den 1990er Jahren wird von der Informations- und Mediengesellschaft gesprochen (vgl. Prigge 1998, 6). Unabhängig davon, welche(n) Namen die moderne Gesellschaft bekommt, die Entwicklungen betreffen sowohl Stadt als auch Land. Dem Thema dieser Arbeit entsprechend liegt der Schwerpunkt jedoch bei den Veränderungen im ländlichen Raum, weshalb die Transformationsprozesse im städtischen Raum nur knapp abgehandelt werden.

2.3.1 Transformationsprozesse im städtischen Raum

Die Entwicklungen der Gesellschaft werden entscheidend von den Städten geprägt, wobei einerseits die Meinung vertreten wird, dass die Entwicklung von der Stadt ausgeht und andererseits, dass die Stadt Ausdruck der Entwicklung ist (vgl. Häußermann / Siebel 2004, 90). Das traditionelle Bild einer kompakten, Zentralität formierenden Stadt löst sich allerdings zunehmend auf, wofür im Wesentlichen vier Transformationsprozesse verantwortlich gemacht werden können (vgl. Prigge 1998, 6ff):

Fragmentierung

Der städtische Raum ist grundsätzlich aufgeteilt in lokal, regional und international bezogene Stadtteile, die sich jedoch überlagern können. Daraus entstehen Hierarchisierungen, sowohl funktional als auch sozialräumlich. Besonders in den Kernzonen entstehen häufig privilegierte Erlebnisräume für Konsum, Freizeit und Tourismus, die oftmals verbunden sind mit der Privatisierung von öffentlichen Räumen. Dazu kommt eine Tendenz zur Privatisierung der Kommunalplanung, was die Durchführung von größeren Projekten in Form von Public-Private-Partnerships zeigen. Das hat zur Folge, dass die kommunale Flächenpolitik zum Teil einer ökonomisch orientierten Standortpolitik weicht, die zu einer fragmentierten Entwicklung städtischer Räume führt.

Individualisierung

Die Individualisierungsprozesse bringen mit sich, dass Individuen gezwungen sind, sich aus den tradierten sozialen Beziehungen lösen zu müssen – die eigene Biographie ist somit nicht mehr vorgegeben, sondern muss selbst geplant werden. Dauerhafte Bindungen an ein Unternehmen sowie familiäre und nachbarschaftliche Beziehungen erodieren und die flexiblen Wahlmöglichkeiten individueller Lebensstile lassen jede und jeden wieder für ihr bzw. sein eigenes Glück verantwortlich sein. Durch die Pluralisierung der Lebensstile ergeben sich neue individuelle Freiheiten, gleichzeitig werden aber Werte von Gleichheit und Solidarität wieder zu einem gesuchten Gut, denn herausgelöst aus den sozialstaatlichen Verträgen fühlen sich Individuen vielfach nicht mehr für lokale, die Allgemeinheit betreffende Probleme verantwortlich. Diese Lebensweise führt dazu, dass Individuen oder ganze soziale Gruppen aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden und zu segregierten und marginalisierten Gruppen im Sozialraum werden. Die Integrationsfähigkeit und Vergesellschaftungsleistung von städti-

schen Räumen ist demnach vor allem eine Frage von Aneignungsstrategien sozialer Räume und entsprechender Herrschaft darüber.

Medialisierung

Die Grenzen im sozialen und städtischen Raum sind heute vor allem durch Unübersichtlichkeit gekennzeichnet, was zu großen Teilen aus der Gleichzeitigkeit von sozialer Differenzierung und kultureller Entdifferenzierung resultiert. Durch neue Medien sind kulturelle Praktiken nicht mehr an ihre angestammten Kulturhäuser gebunden, sondern diffundieren in den städtischen Alltag und in den virtuellen Raum. Die Medialisierung hat die lokale Kultur globalisiert und dadurch transformiert. Kulturelle Milieus werden durch die mediale Vermittlung zeitlich und räumlich entortet, wodurch die kulturelle Differenzierung der städtischen Kultur einer globalen, tendenziell einheitlichen Welt-Kultur weicht und sich Städte als neue mediale Orte konstituieren.

Sub- und Desurbanisierung

Peripherie und Zentrum sind ein begriffliches Gegensatzpaar, dessen ursprüngliche Definition kaum mehr zutrifft. Durch die Suburbanisierung von Arbeit, Wohnen, Einkaufen und Kultur ist eine klare Abgrenzung des Zentrums heute kaum mehr möglich und die kompakte Stadt löst sich zunehmend auf. Darüber hinaus beginnen sich die Beziehungen von Zentrum und Peripherie umzukehren: So wie es innerhalb von zentralen Lagen des fragmentierten Stadtraumes „Peripherie“ gibt, entstehen umgekehrt in peripheren Räumen „zentrale“ industrielle Dienstleistungskerne. Zusammen mit Phänomenen der Desurbanisierung haben urbane Lebensweisen, aber auch sozialräumliche Probleme des städtischen Raumes, längst die Umlandgemeinden erreicht. Der damit verbundene tiefgreifende Wandel sozialer Strukturen und die Auflösung von modernen Raumformen haben dazu geführt, dass Begriffe wie Stadt, Rand, Land, Zentrum oder Peripherie obsolet werden und deren Gegenstände und Beziehungen neu bestimmt werden müssen.

Die geschilderten Transformationsprozesse machen deutlich, dass der ländliche Raum davon nicht unberührt bleibt. Aufgrund der traditionellen Funktionszuschreibungen bedeuten diese Prozesse jedoch im ländlichen Raum andere Veränderungen als im städtischen Raum.

2.3.2 Transformationsprozesse im ländlichen Raum

Die Entwicklungen und Veränderungen des ländlichen Raumes schließen die darin befindlichen Dörfer mit ein³. Während Dörfer ihren Lebens- und Wirtschaftsraum früher relativ unabhängig von der Außenwelt gestalten konnten und im Grunde alle Daseinsgrundfunktionen⁴ vor Ort vorfinden, so sind Dörfer heute in vielfacher Hinsicht von den Versorgungsleistungen der Städte abhängig (wie etwa Schulen, Arbeitsplätze, Krankenhäuser etc.). Die Veränderungen, mit denen der ländliche Raum konfrontiert ist, werden im Folgenden in Anlehnung an die Daseinsgrundfunktionen dargestellt (vgl. Krammer 1995, 22ff; Silberbauer 1996, 9ff; Langer 2000, 9f; ÖROK 2006, 53ff):

Dorf als Wirtschafts- und Arbeitsraum

Das Dorf als reine Arbeits- und Lebensgemeinschaft auf Basis der landwirtschaftlichen Produktion und ergänzt durch Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe gibt es schon lange nicht mehr. Die Landwirtschaft hat ihre Bedeutung als Arbeitgeberin und Wirtschaftskraft aufgrund der Mechanisierung und Umstrukturierung des agrarischen Produktionssektors verloren. Nicht-landwirtschaftliche Arbeitsplätze sind in vielen ländlichen Gebieten kaum vorhanden, sodass ein Großteil der Landbevölkerung (insbesondere junge Leute) abwandert oder gezwungen ist zum Pendeln in zum Teil weit entfernte Ballungsräume. Abwanderungen sind immer verbunden mit einem Kaufkraftverlust, was das Überleben lokaler Nahversorgungs- und Gewerbebetriebe zusätzlich erschwert. Durch die Trennung von Wohn- und Arbeitsort haben sich viele ehemalige Bauerndörfer zu reinen Wohn- oder Schlafstätten oder aber – bei günstigen Voraussetzungen – zu Fremdenverkehrs- oder Industriedörfern bzw. -gemeinden entwickelt.

³ Auf eine allgemeine Definition der Begriffe „ländlicher Raum“ und „Dorf“ wird an dieser Stelle verzichtet, da der Verfasserin die Wiedergabe der größtenteils längst überholten traditionellen Merkmalsbeschreibungen als obsolet erachtet. Die beiden Begriffe werden mehr oder weniger synonym verwendet, wobei „Dorf“ eher den konkreten Lebensraum betont und „ländlicher Raum“ mehr den gesamten, nicht städtischen Raum.

⁴ Die Daseinsgrundfunktionen sind „jene grundlegenden menschlichen Daseinsäußerungen und Aktivitäten, die von allen Bevölkerungsgruppen ausgeübt werden und raumwirksam ausgeprägt sind“ (Maier et. al. 1977; zitiert nach ÖROK 2006, 28). Traditionell werden sieben Daseinsgrundfunktionen unterschieden: Wohnen, Arbeiten, Erholen, Bildung, Ver- und Entsorgung (inklusive soziale, kulturelle und institutionelle Dienste) sowie Kommunikation und Verkehr. Sie werden in der Raumordnung und Raumplanung als wesentliches Begriffsinstrumentarium für die Beschreibung, Analyse und Planung raumrelevanter Aktivitäten und Prozesse herangezogen, um damit eine zielorientierte räumliche Organisation der Daseinsgrundfunktionen zu ermöglichen (vgl. ÖROK 2006, 28f).

Dorf als Wohnraum

Der Wunsch nach dem Wohnen im Grünen mit eigenem Haus und Garten ist bereits seit den ersten Suburbanisierungswellen in den Köpfen vieler Menschen verankert. Die (ehemals ländlichen) Randgebiete von städtischen Ballungsräumen und ländliche Gebiete an günstigen Verkehrsachsen haben daher Wanderungsgewinne erfahren (wenn auch zum Teil nur in Form von Zweitwohnsitzen), während periphere Räume vielfach mit Abwanderung und Schrumpfungsprozessen konfrontiert sind. Der Weg- und Zuzug hat auch großen Einfluss auf die Bevölkerungsstruktur: Viele junge, in ihrer Mobilität kaum eingeschränkte Personen verlassen die Dörfer aufgrund fehlender Arbeits- und Ausbildungsplätze, während die ältere, nicht-mobile Bevölkerung bleibt und es somit zu einer Überalterung der bleibenden Bevölkerung kommt. Darüber hinaus verändert sich durch eine reine Wohnfunktion von Dörfern das Gemeinschaftsleben, da viele Aktivitäten nur am Wochenende – jene Zeit, in der sich BerufspendlerInnen und die Zweitwohnsitzbevölkerung länger im Dorf aufhalten – ausgeübt werden können.

Dorf als Bildungs- und Versorgungsraum

Die veränderte Bevölkerungsstruktur führt auch zu einem Wandel der dörflichen Infrastruktur. Diese Veränderungen betreffen die Nahversorgung, Kindergarten und Schule genauso wie das dörfliche Wirtshaus und den eigenen Pfarrer für die Dorfkirche. Während es beispielsweise 1970 in Österreich mit über 20.000 Lebensmittelgeschäften noch eine nahezu flächendeckende Nahversorgung der Dörfer gab, sind im Jahr 2003 nur mehr etwa 6.000 Geschäfte in Betrieb, wodurch ein Anteil von rund 26 Prozent der Bevölkerung im ländlichen Raum kein Lebensmittelgeschäft im Ort im fußläufigen Einzugsbereich mehr hat (vgl. ÖROK 2006, 54). Dem Verschwinden der klassischen Greißler folgt in vielen Dörfern auch ein Schließen der Postdienste und der Dorfwirtshäuser, da diese Versorgungsfunktionen häufig am oder auf dem Weg zum/vom Arbeitsort erledigt werden. Das Schließen von Gasthäusern hat auch Auswirkungen auf die kulturelle Infrastruktur: Gibt es kein Wirtshaus mehr, entfällt ein wichtiger Ort für die dörflichen Kommunikation und für kulturelle Aktivitäten (betrifft beispielsweise das Vereinsleben, Feste etc.)

Auch was die Schulbildung betrifft, waren die Dörfer früher durchwegs mit eigenen Volksschulen ausgestattet, jedoch kann durch die abnehmende Zahl an VolksschülerInnen diese Versorgung nicht mehr flächendeckend aufrecht erhalten werden. Für spezialisierte und weiterführende Ausbildungen (insbesondere was Hochschulbildung betrifft) waren auch schon

früher weite Wege zurückzulegen, durch die fehlenden Arbeitsmöglichkeiten im ländlichen Raum kehren jedoch viele vom Ausbildungsort nicht mehr zurück.

Die Trennung von Wohn- und Arbeitsort hat auch Folgen für die Betreuung von Kindern und Alten. Im land- und forstwirtschaftlichen Haushalt, aber auch im Tourismus tätige Haushalte, sind in der Regel räumlich und zeitlich flexibler als ArbeitnehmerInnenhaushalte, die zum Arbeitsort auspendeln müssen und an fixe Arbeitszeiten gebunden sind. Oftmals sind beide Elternteile berufstätig, sodass eine innerfamiliäre Aufteilung von Haushalts- und Betreuungsarbeiten, wie sie in Mehrgenerationenhaushalten erfolgt, kaum mehr möglich ist. Die Anforderungen und der Bedarf nach außerfamiliärer Kinder- und Altenbetreuung haben sich in ländlichen Räumen daher stark verändert und stellen insbesondere kleine Dörfer vor beträchtlichen Herausforderungen.

Diese Veränderungen bringen nicht nur einen Verlust an realen Versorgungsleistungen mit sich, sondern vielfach sind damit auch ein Verlust der dörflichen Identität und Eigenständigkeit sowie ein Schwinden von unmittelbaren sozialen Kontakten (vor allem was die wenig mobile, ältere Dorfbevölkerung betrifft) verbunden.

Dorf als Freizeit- und Erholungsraum

Die Nutzung des ländlichen Raumes für Freizeit- und Erholungszwecke hat wesentlich an Bedeutung gewonnen. Ländliche Regionen im unmittelbaren Einzugsgebiet von Ballungsräumen sind zu Naherholungsgebieten der vorwiegend städtischen Bevölkerung geworden und landschaftlich reizvolle und gut erschlossene ländliche Räume sind zu Tourismusregionen geworden. In vielen Dörfern ist tatsächlich der Fremdenverkehr die einzige Möglichkeit, Arbeitsplätze und Kaufkraft zu erhalten bzw. neu zu schaffen. Im Zusammenschluss von ländlichen Gemeinden haben sich durch den Tourismus daher für viele Regionen neue wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten ergeben, die jedoch oftmals deutliche Spuren hinterlassen haben (wie etwa großflächige Infrastrukturausbauten, Umweltbelastungen etc.).

Dorf als Verkehrsraum

Der massive Ausbau des Straßennetzes in den letzten Jahrzehnten sowie das gesteigerte individuelle Mobilitätsverhalten (sowohl was das Arbeits- als auch das Freizeitleben betrifft), haben zu einem deutlichen Anstieg des motorisierten Individualverkehrs geführt. Demgegenüber steht ein stagnierendes bzw. rückläufiges Angebot an öffentlichen Verkehrsdienstleistungen. In vielen, vor allem peripher gelegenen, ländlichen Gebieten ist die Bevölkerung gänzlich auf ein eigenes Kraftfahrzeug angewiesen. Fehlen darüber hinaus auch Nahversor-

gungs- und Kommunikationseinrichtungen im Dorf, so haben insbesondere ältere, nicht-mobile Menschen kaum eine Möglichkeit, sich selbst zu versorgen. Dazu kommt, dass durch die Berufstätigkeit eines Elternteils oder beider Elternteile eine Familie vielfach nicht mehr mit einem Auto auskommt und die ökologische (und finanzielle) Belastung dadurch zusätzlich steigt.

Dorf als Kommunikationsraum

Ein wechselseitiger Wissensaustausch durch die anhaltende Stadt- als auch Landflucht sowie durch die PendlerInnenströme zwischen Stadt und Land haben auch in ländlichen Gemeinden zu einer Entwicklung urbaner Kommunikationsvielfalt geführt. Das feste Gefüge der dörflichen Gemeinschaften hat sich daher zunehmend aufgelöst und der dörfliche Kommunikationsraum hat sich bis weit über die Grenzen des Dorfes vergrößert (vgl. Gerstmayr 2000, 28f). Kommunikation und Geselligkeit findet demnach vielfach – insbesondere bei PendlerInnen – nicht mehr primär im eigenen Dorf statt, sondern am Arbeitsort außerhalb. Auch die zunehmende Dominanz von Massenmedien beeinflussen die dörfliche Kommunikation: Informationen erhält man heute weniger an den ehemals zentralen Kommunikationsorten im Dorf (wie etwa im Dorfwirtshaus, beim Greißler oder am Dorfplatz), sondern vielmehr aus dem Fernsehen oder Internet.

Die Modernisierungs- und Individualisierungstendenzen haben in den letzten Jahrzehnten nicht nur die Funktionen der Dörfer verändert, sondern auch die dörfliche Sozial- und Wertestruktur.

Wandel des dörflichen Soziallebens

Dorfgemeinschaften wurden häufig charakterisiert als homogene, das ganze Dorf einschließende Gemeinschaften, in denen ein starkes Wir-Gefühl, traditionelle Wertorientierungen und eine wechselseitige soziale Kontrolle herrscht, die eine soziale Ausdifferenzierung verhindert (vgl. Spellerberg 2004, 37ff). Die von Hainz in einer umfangreichen Untersuchung⁵ zusam-

⁵ Die Untersuchung wurde in zehn westdeutschen und vier ostdeutschen Dörfern im Rahmen des vom deutschen Staat finanzierten Forschungsvorhabens „Ländliche Lebensformen im Wandel 1952, 1972 und 1993/95“ durchgeführt. In Österreich gibt es seit 1986 das ähnlich angelegte Projekt „Sozialer Survey Österreich (SSÖ)“ – Schulz et. al. haben dazu 2005 die Publikation „Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986 – 2004“ herausgegeben, allerdings wird von diesen in ihrer Untersuchung nicht gesondert auf die Veränderungen der ländlichen Lebensweisen eingegangen.

mengetragenen Ergebnisse zeigen, dass das gegenwärtige dörfliche Sozialleben von früheren Vorstellungen zum Teil deutlich abweicht (vgl. Hainz 1999, 264ff):

- Dörfer sind keine homogenen Dorfgemeinschaften mehr, sondern jedes Dorf setzt sich aus einer sozialstrukturell hoch differenzierten EinwohnerInnenschaft zusammen.
- Die sozialen Kontakte der BewohnerInnen erstrecken sich weit über den eigenen Ort hinaus und lokale Kontakte spielen im persönlichen sozialen Netzwerk – individuell unterschiedlich und abhängig von der jeweiligen Lebensphase – nur eine begrenzte Rolle. Um als Teillebensraum der BewohnerInnen weiterhin attraktiv zu bleiben, gilt das eigene Auto als zentrale Bedingung.
- Die Bilder, die die Menschen von ihrem eigenen Dorf haben, sind breit gestreut. Selbst in relativ einheitlich strukturierten Dörfern variieren die Zuschreibungen stark und auch die Art und Weise, wie das Dorfleben zu verstehen ist und wie man sich daran beteiligen soll, wird sehr unterschiedlich aufgefasst.
- Das Verhältnis zwischen Dorf und Landwirtschaft kann heute nicht mehr gleichgesetzt werden, sondern hat sich zu einem Neben- und oftmals sogar zu einem Gegeneinander gewandelt. Durch die dominierende Wohn- und Freizeitfunktion bauen sich vielfach Konflikte zwischen DorfbewohnerInnen und LandwirtInnen auf.
- Es ist kein dorfspezifisches Charakteristikum, dass sich die DorfbewohnerInnen und insbesondere die NachbarInnen gut kennen. Die gegenseitige Kenntnis ist heute vielmehr das Ergebnis bewusst getroffener Beziehungswahlen, die mehr durch Gemeinsamkeiten wie Alter, Bildungsgrad oder Interesse gefördert werden als durch geringe Wohndistanz.
- Der vielfach zitierte Anpassungsdruck und die soziale Kontrolle in den Dörfern werden keineswegs mehr als allgemein gültige Normen empfunden, vielmehr werden die größeren Freiräume und Bewegungsmöglichkeiten gegenüber städtischen Siedlungen hervorgehoben. Selbst wenn Sanktionsversuche spürbar werden, so sind dies einerseits recht milde Sanktionen und gehen andererseits nicht vom Dorf aus, sondern von den jeweiligen Bezugsgruppen der Individuen.
- Vereine werden einerseits durch die Hervorbringung von beispielsweise Dorffesten sowohl von Mitgliedern als auch von Nichtmitgliedern zu Symbolen des Dorfes und seiner Einheit stilisiert (ein Dorffest mit großer Beteiligung der BewohnerInnenschaft symbolisiert die Zusammengehörigkeit des ganzen Dorfes), andererseits können Vereine in mehrfacher Hinsicht als Indikator für die soziale Ausdifferenzierung der DorfbewohnerInnenenschaft gelten (beispielsweise eine Aufsplitterung in Mitglieder und Nichtmitglieder, engagierte Vereins-, „AnhängerInnen“ oder eher passive Vereins-, „KundInnen“ etc.).

- Vereine haben als Mittel zur Gewinnung von Macht und Prestige und zur Ausübung von lokalpolitischem Einfluss an Bedeutung verloren, gleichzeitig ist aber ihr Stellenwert als Anbieter von Freizeitmöglichkeiten gewachsen. Die Palette dörflicher Freizeitvereine hat sich deutlich vergrößert, wobei die neu entstandenen Vereinigungen häufig unverbindlichere Beteiligungsformen aufweisen als die stärker kollektiv agierenden dörflichen Stammvereine (wie etwa Musik- oder Gesangsverein). Auch wenn sich heute Frauen viel stärker im Vereinsleben engagieren, so nimmt dennoch die generelle Bereitschaft zur Übernahme von Ehrenämtern ab.
- Dorffeste werden von Vereinen zum Teil deshalb organisiert, um ihre gestiegenen Kosten zu decken. Dabei können diese und andere vereins(mit)getragenen, öffentlichen Maßnahmen (wie beispielsweise ein Weihnachtsbazar) oftmals nur mit Hilfe der politischen Gemeinde organisiert werden. Das Dorfleben entsteht in diesen Fällen weniger aus sich heraus, sondern wird vielmehr zur Inszenierung.

Während Hainz für das dörfliche Sozialleben das Verhältnis zwischen Dorf und Landwirtschaft eher als problematisch betrachtet, räumt Richter (2004) dem Bäuerlichen sehr wohl noch einen hohen Stellenwert für die dörflichen Lebensweisen ein. Auch wenn heute nur mehr sehr wenige DorfbewohnerInnen in der Landwirtschaft tätig sind, so sagt dies nach Richter offensichtlich nichts über die kulturelle Bedeutung der Landwirtschaft aus. Denn der bäuerliche Alltag (wie Kühe auf den Weiden, Stallgeruch, Traktorengeräusche etc.) ist das, was auch in der Gegenwart noch vielfach mit dem Dorf assoziiert wird. Darüber hinaus wird das dörfliche Leben auch heute noch nach dem Ablauf des Jahres bzw. der Jahreszeiten und der damit verbundenen wiederkehrenden Bräuche strukturiert, wovon viele ihre Wurzeln im christlich geprägten, bäuerlichen Leben haben. Dieses von der Landwirtschaft bestimmte Bild vom Dorfleben ist auch jenes Bild, das die Dorferneuerung aufgreift: Mit ihren Programmen will die Dorferneuerung nicht die Stadt auf dem Land implementieren, sondern das Dorf und den dörflichen Charakter erhalten bzw. wiederbeleben (vgl. Richter 2004, 118f).

Trotz der Veränderungen im dörflichen Sozialleben und einer Annäherung an die städtischen Lebensweisen bestätigen Lebensstilanalysen sehr wohl noch Unterschiede zwischen Stadt und Land. Dabei lassen sich heute zwar kaum mehr Lebensstile identifizieren, die nur im Dorf vorkommen, dennoch gibt es bestimmte Verhaltensweisen, die in Dörfern häufiger zu finden sind als in Städten. Dazu gehören eine häusliche, familiäre Orientierung, Geselligkeit im privaten Rahmen und eher bewahrende und konventionelle Werthaltungen (vgl. Richter 2004,

111). Diese Verhaltensweisen sind aber nicht zwangsläufig als reaktionär zu bezeichnen, sondern können durchaus auch grundlegende Elemente für eine Weiterentwicklung der modernen Gesellschaft darstellen: Aspekte wie Subsistenz, Nachhaltigkeit und ein geregelter Lebenslauf werden entsprechend dem ökologischen Denken unserer Zeit wieder wichtiger. Darüber hinaus können dörfliche Strukturen und Lebensweisen einen wichtigen Beitrag zur Stärkung der Zivilgesellschaft leisten. Hervorzuheben sind hier einerseits ein aktives Vereinsleben (Vereinsmitglieder setzen sich nach den Vereinssitzungen häufig noch zusammen, wo auch – bewusst oder unbewusst – öffentliche Probleme im informellen Gespräch debattiert werden) und andererseits die Nähe des Gemeinderates zu den DorfbewohnerInnen, sodass sich Mitbestimmungs- und Mitgestaltungsformen in dörflichen Gemeinden leichter verwirklichen lassen als in städtischen (vgl. Richter 2004, 120ff).

Derartige zivilgesellschaftliche Aktivitäten sind auch Leistungen, die das Thema Sozialkapital aufgreift, denn gemeinschaftliches Engagement gilt nach den Sozialkapitaltheorien als Grundlage für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Im folgenden Kapitel werden diese Zusammenhänge genauer dargestellt.

3 Soziales Kapital – Grundlagen und Operationalisierungen

3.1 Einführung in das Thema „Soziales Kapital“

„Soziales Kapital“⁶ ist ein Terminus, der in den letzten Jahren sowohl in der Wissenschaft als auch in der Praxis eine beachtliche Popularität erlangte. Der Begriff wird jedoch weder innerhalb noch außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinde gleichbedeutend verwendet: Es fehlt eine einheitliche Definition und je nach Disziplin oder Institution werden bei Verwendung des Begriffes jeweils andere Schwerpunkte hervorgehoben. Gehmacher spricht beim Sozialkapitalbegriff von einem „Begriff der Vermittlung“ (Gehmacher 2006, 7), Baier und Nauck von einem „catch all“-Begriff (Baier / Nauck, 2006, 50) – sie alle wollen damit zum Ausdruck bringen, dass das Sozialkapital die traditionelle Trennung der scheinbar widersprüchlichen Erklärungsansätze der Soziologie und der Ökonomie überwindet⁷ und sowohl für Individuen als auch für Gemeinschaften herangezogen werden kann. Der Begriff „Kapital“, der alltagsweltlich als etwas Monetäres verstanden wird, wird damit um eine soziologische Komponente, die auch Zwischenmenschliches als einen individuellen oder kollektiven Wert ansieht, erweitert (vgl. Gehmacher 2006, 7; Baier / Nauck 2006, 49f).

Im Allgemeinen beruht der Sozialkapital-Ansatz auf der Basisidee, dass soziale Beziehungen bzw. soziale Strukturen Ressourcen enthalten, über die Akteurinnen und Akteure verfügen und die sie nützen können. Gemeinsamer Bezugspunkt der Sozialkapitaltheorien sind daher menschliche Handlungen, die soziale und ökonomische sowie individuelle und kollektive Aspekte in sich vereinen. Die Breite der Begriffsdefinition ermöglicht eine interdisziplinäre Anwendbarkeit, wobei sich die Analysen (mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung) im Wesentlichen auf die Rahmenbedingungen, die Funktionsweisen und den Nutzen sozialer Netzwerke beziehen (vgl. Schnur 2003, 55f).

Die Breite des sozio-ökonomischen Begriffes führt jedoch manchmal auch zu Missverständnissen und einer unklaren Verwendung des Begriffes. Gehmacher und Palt (2004) führen dies auf den Gebrauch von verschiedenen semantischen Begrifflichkeiten zurück, die auf den So-

⁶ Die Begriffe „soziales Kapital“ und „Sozialkapital“ werden in der vorliegenden Arbeit synonym verwendet.

⁷ Nach den Erklärungsmustern der Wirtschaftswissenschaften verfolgen Individuen eine isolierte eigeninteressierte Nutzenmaximierung, ohne die Interessen anderer zu berücksichtigen und trotzdem stellt sich (nach Adam Smith) das Wohl aller von selbst ein. Nach den sozialen Theorien von beispielsweise Durkheim, Parsons oder Dahrendorf haben Individuen keine Entscheidungsfreiheiten, sondern folgen mehr oder weniger automatisch den gesellschaftlichen Normen und Pflichten (vgl. Franzen / Freitag 2007, 8).

zialkapitalbegriff Bezug nehmen. Als Beispiele für derartige Begriffe nennen Gehmacher und Palt „soziale Energie“, „Gemeinschaftsgeist“, „sozialen Beziehungen“, „Gesellschaft“, „formale Netzwerke“, „soziale Ressourcen“, „informelle und formelle Netzwerke“ sowie „gute nachbarschaftliche Beziehungen“ und „sozialer Zusammenhalt“ (Gehmacher / Palt 2004, 6). Andererseits trägt genau diese Breite zur Popularität des sozialen Kapitals bei. Franzen und Freitag (2007) zeigen die zunehmende Verwendung des Sozialkapitalbegriffes beispielsweise anhand einer Literaturrecherche auf: Während von 1975 bis zum Anfang der 1990er Jahre die Anzahl der Aufsätze aus Zeitschriften, die im Social Science Citation Index (SSCI) enthalten sind und das Stichwort „social capital“ beinhalteten noch deutlich unter 50 war, betrug die Anzahl der Einträge im Jahr 2006 bereits 427 (vgl. Franzen / Freitag 2007, 9).

Soziales Kapital erlangte zudem eine neue Reichweite, als auch die Weltbank und die OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) den Begriff für ihre Zwecke definierten und als Lösung für vielfältige gesellschaftliche Probleme heranzogen. Soziales Kapital wird im Allgemeinen als der Kitt bzw. Klebstoff verstanden, der die Gesellschaft zusammenhält. Dabei wird die Auffassung vertreten, dass sich Probleme in so unterschiedlichen Bereichen wie Bildung, Gesundheit, Wohlfahrt, Wirtschaftswachstum, Politik und Demokratie mit sozialem Kapital leichter bewältigen lassen als ohne (vgl. Gehmacher / Palt 2004, 6f). Demgemäß definiert die Weltbank soziales Kapital als „norms and social relations embedded in the social structures of societies that enable people to coordinate action to achieve desired goals“ (worldbank.org; zitiert nach Gehmacher / Palt 2004, 6) und setzt es als Strategie zur Armutsbekämpfung ein. Die OECD definiert soziales Kapital ebenfalls sehr breit und zwar als „networks together with norms, values and sanctions that facilitate cooperation within or among groups“ (Schuller 2006, 44). Im Jahr 2001 brachte die OECD den Bericht „The Wellbeing of Nations: The Role of Human and Social Capital“ heraus, der sich als Bestseller entpuppte und startete daraufhin ein Forschungsprogramm mit dem Titel „Measuring Social Capital“.

3.2 Entwicklung der systematischen Auseinandersetzung mit dem Begriff

3.2.1 Die Anfänge der Sozialkapitalforschung

Auch wenn das soziale Kapital ein relativ junges Konzept zu sein scheint, mit dem Begriff selbst wurde schon viel früher gearbeitet: Bereits 1916 verwendete der amerikanische Päd-

goge Lyda Hanifan den Sozialkapitalbegriff, indem er auf die Bedeutung des gemeinschaftlichen Engagements für den Erhalt der gesellschaftlichen Entwicklung hinwies. Hanifans Begriffsschöpfung verschwand zunächst, er wurde aber im späteren Verlauf des 20. Jahrhunderts immer wieder von unterschiedlichen (und voneinander unabhängig arbeiteten) WissenschaftlerInnen aufgegriffen. Dabei ging es beispielsweise bei John Seeley et. al. (1956) um die Bedeutung von Mitgliedschaften in Vereinen für die berufliche Karriere, bei Jane Jacobs (1961) um den Nutzen von gemeinschaftlich-nachbarschaftlichen Einrichtungen und Beziehungen für das großstädtische Umfeld oder bei Glenn Loury (1977) um die Rolle von Beziehungen innerhalb der Familie oder anderen sozialen Gemeinschaften für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen (vgl. Franzen / Freitag 2007, 9f).

Die Sozialkapitalforschung als solche setzte sich auf breiterer Ebene jedoch erst in den 1980er und 1990er Jahren mit den Arbeiten der beiden Soziologen Pierre Bourdieu (1983) und James Coleman (1988, 1990) sowie des Politologen Robert Putnam (1993, 1995a, 1995b, 2000) durch. Diese drei Wissenschaftler können im Allgemeinen als die Klassiker der Sozialkapitaltheorien angesehen werden, deren Einflüsse jedoch stark mit unterschiedlichen Forschungsparadigmen zusammenhängen: Während Bourdieu dem politisch-ökonomischen Spektrum zuzuordnen ist und sich sein Einfluss vor allem auf den europäischen Raum beschränkt, sind Coleman und Putnam zu den Vertretern des Rational-Choice-Ansatzes zu zählen (vgl. Schnur 2003, 56).

3.2.2 Gesellschaftstheoretischer Kontext für die Anfänge der Sozialkapitalforschung

Die Sozialkapitalkonzepte von Bourdieu, Coleman und Putnam entstanden in einer Zeit, in der gleichzeitig gesellschaftstheoretische Grundsatzdebatten vor dem Hintergrund zunehmender gesellschaftlicher Individualisierung geführt wurden. Den Ansätzen der sogenannten Zweiten Moderne, die die Individualisierung als Chance sahen, stand das Konzept der Kommunitaristen gegenüber, die mit der Individualisierung den zunehmenden Verfall der gemeinschaftlichen Wertvorstellungen sahen. Dennoch meinten beide Gruppen, die Lösung der Probleme der (post-)modernen Gesellschaft in kleinräumigen sozialen Beziehungen und Bindungen finden zu können (vgl. Schnur 2003, 53f).

Neben diesen theoretischen Strömungen hatte die Entwicklung der insbesondere durch den angelsächsischen Sprachraum geprägten Sozialkapitalforschung jedoch vor allem politische

und planungspraktische Hintergründe: Da im Laufe der 1980er Jahre die sozialstaatlichen Sicherungssysteme in den USA und in Großbritannien immer mehr ausgedünnt wurden, parallel dazu jedoch die sozialen Probleme vor allem in den Großstädten immer prekärer wurden, mussten mögliche Auswege gefunden werden, womit bzw. wodurch die wegfallenden sozialen Absicherungen kompensiert werden könnten. Selbsthilfe und BürgerInnenengagement erlangten im Zuge dieser Diskussionen eine neue Wertschätzung, die durch die langjährigen Erfahrungen der (Stadt-)Entwicklungsplanung hinsichtlich der Bedeutung von sozialen Netzwerken für die Entwicklung von Nachbarschaften und lokalen Gemeinschaften zusätzlich gestützt wurde. Auch im deutschsprachigen Raum wurden zu dieser Zeit vermehrt Debatten um die Funktionalität des politisch-administrativen Systems geführt, die letztendlich zur Etablierung von BürgerInneninitiativen und Partizipationsprojekten führten. Zwischenmenschliches Vertrauen, gesellschaftliches Engagement und die Fähigkeit einer Gemeinschaft sich selbst zu organisieren erwiesen sich als die Erfolgsfaktoren für die Entwicklungsplanung auf lokaler Ebene. Demnach waren nicht nur die strukturellen Umfeldbedingungen, sondern auch der soziale Zusammenhalt von Gemeinschaften wichtig für den allgemeinen Wohlstand (vgl. Schnur 2003, 54f).

Der Einbezug von sozialen Aspekten in die lokale Entwicklungsplanung kommt einem Paradigmenwechsel gleich: „Zusätzlich zu den gängigen Zielen der Entwicklungsplanung wie der Schaffung von Arbeitsplätzen, Lohnauszahlung, Einkommensgenerierung, Aus- und Weiterbildung müssen sich Planer und Politiker nun immer mehr mit schwer operationalisierbaren Aspekten wie Vertrauensbildung, Zugehörigkeits- und Verantwortungsgefühl, Qualität und Wirksamkeit bürgerlichen Engagements in einer Gemeinde auseinandersetzen“ (Schnur 2003, 55). In den Vordergrund des politischen und planungstheoretischen Interesses werden demnach sozio-strukturelle Qualitäten gestellt, die im Grunde nichts anderes als soziales Kapital bedeuten.

3.3 Zentrale Konzepte des Sozialkapitals

Bourdieu, Coleman und Putnam werden im Allgemeinen als die Hauptvertreter des Sozialkapitalkonzepts angesehen⁸. Vor allem Letzterer ist dafür verantwortlich, dass soziales Kapital

⁸ Zahlreiche weitere WissenschaftlerInnen haben sich mit dem sozialen Kapital beschäftigt (beispielsweise Burt 1992, Flap 1995, Portes 1995, Fukuyama 1995, Lin 2001), auf die in dieser Arbeit nicht näher eingegangen wird. Einen umfassenden Forschungsüberblick dazu bietet das Arbeitspapier von Sonja Haug (1997) „Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand“.

auch im politischen Sprachgebrauch zu einem gern verwendeten Begriff wurde.

Bourdieu und Coleman sehen in ihren theoretischen Studien soziales Kapital als instrumentell einsetzbare, individuelle, aber nicht unabhängig von anderen Personen verfügbare Ressource. Putnam bezieht sich in seinen vor allem empirischen Studien primär auf das soziale Kapital als gesellschaftliche Ressource.

3.3.1 Bourdieu: Soziales Kapital als Teil einer umfassenden Kapitaltheorie

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu war der Erste, der den Begriff des sozialen Kapitals systematisch verwendete. Seinen Ansatz zu sozialem Kapital hat er in seinem Aufsatz „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“ aus dem Jahr 1983 abgehandelt, der eine Weiterentwicklung seines wenige Jahre zuvor erschienen Hauptwerkes „Die feinen Unterschiede“ (1979 im französischen Original publiziert) – eine Auseinandersetzung mit der Klassenproduktion durch Habitus und kulturelles Kapital – darstellt (vgl. Roßteutscher et. al. 2003).

Bourdieu bettet das Sozialkapital in eine allgemeine Kapitaltheorie ein, wobei er sich dabei vom wirtschaftswissenschaftlichen sehr eng gefassten Kapitalbegriff abwendet, der seiner Meinung nach „die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den bloßen Warentausch, der objektiv und subjektiv auf Profitmaximierung ausgerichtet und vom (ökonomischen) *Eigennutz* geleitet ist“ (Bourdieu 1983, 184; kursiv im Original) reduziert. Bourdieu betrachtet im Gegensatz zu den Wirtschaftswissenschaften den Warentausch als nur eine von mehreren möglichen Formen von sozialem Austausch und nur das Verwenden des Kapitalbegriffs in allen seinen Erscheinungsformen macht es möglich, die gesellschaftliche Welt adäquat darzustellen (vgl. Bourdieu 1983, 184).

Bourdieu unterscheidet drei grundlegende Arten von Kapital: das „ökonomische Kapital“, das „kulturelle Kapital“ und das „soziale Kapital“⁹. Die Systematik dahinter ist ein jeweils spezifischer Anwendungsbereich und ein unterschiedliches Ausmaß an Transformationsleistungen. Bourdieus Verständnis der drei Kapitalformen sieht wie folgt aus:

⁹ Bourdieu verwendet in anderen Studien als vierten Kapitalbegriff das „symbolische Kapital“, welches die gesellschaftliche Anerkennung (verbunden mit einem bestimmten Titel oder Status) beinhaltet. Die vierte Kapitalform lässt sich allerdings nicht immer klar von den anderen Kapitalarten trennen (ein akademischer Titel beispielsweise bedeutet gleichzeitig symbolisches und kulturelles Kapital) (vgl. Zwingenberger 2003, 23ff). Das symbolische Kapital wird in der vorliegenden Arbeit nicht näher ausgeführt.

Ökonomisches Kapital

Das ökonomische Kapital lässt sich im Wesentlichen unmittelbar und direkt in Geld umwandeln und ist durch Eigentumsrechte institutionalisiert. Die verschiedenen Formen des materiellen Reichtums werden diesem Kapitalbegriff zugeordnet (vgl. Zwingenberger 2003, 25).

Kulturelles Kapital

Das kulturelle Kapital ist nur unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital umtauschbar und ist insbesondere durch erworbene Bildungstitel institutionalisiert. Bourdieu unterscheidet drei Formen bzw. Zustände des kulturellen Kapitals, nämlich inkorporiertes Kulturkapital, objektiviertes Kulturkapital und institutionalisiertes Kulturkapital (vgl. Bourdieu 1983, 185ff):

- Kulturelles Kapital in inkorporiertem Zustand meint alle durch Bildung erworbenen Fähigkeiten. Dieses Erwerben erfordert Zeit, die nur persönlich investiert werden kann und somit körpergebunden ist. Die meisten kulturellen Fähigkeiten erfordern einen Verinnerlichungsprozess, der wiederum personengebunden ist und zum Habitus wird. Auch wenn das inkorporierte Kapital im Besitz einer Person ist, hängt die Kapitalakkumulation vor allem von der Erziehung und dem verkörperten kulturellen Kapital der gesamten Familie ab. Demnach kann sich nicht jede Person jede Form von kulturellem Kapital aneignen (weder im monetären Sinn, noch im Sinn von Fähigkeit oder Begabung).
- Objektiviertes Kulturkapital meint materiell übertragbares Kapital in Form von beispielsweise Gemälden, Schriften, Denkmäler oder Instrumenten. Für den Besitz bzw. für die materielle Aneignung reicht das Vorhandensein von ökonomischem Kapital aus, die eigentliche Aneignung im Sinne einer zweckmäßigen Nutzung ist wiederum nur durch inkorporiertes Kapital möglich. (Beispielsweise reicht für den Erwerb eines Klaviers ökonomisches Kapital aus, dieses auch spielen zu können setzt inkorporiertes kulturelles Kapital voraus.)
- Institutionalisiertes Kulturkapital sind Zeugnisse für kulturelle Fähigkeiten in Form von Bildungstiteln. Erworbene Berufs- und Bildungsabschlüsse lassen sich relativ unabhängig von der Person und dem tatsächlich vorhandenen kulturellen Kapital zu einem bestimmten Zeitpunkt in ein finanzielles Einkommen (also ökonomisches Kapital) umwandeln.

Soziales Kapital

Bourdieu definiert das Sozialkapital als „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten

sierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen“ (Bourdieu 1983, 190f; kursiv im Original). Soziale Beziehungen werden also als eine Ressource begriffen, die jederzeit mobilisiert werden kann und eine gewisse Form von Sicherheit schafft. Bourdieu spricht von „Kreditwürdigkeit“, die der Gruppe durch das Gesamtkapital, das die einzelnen Gruppenmitglieder besitzen, verliehen wird (vgl. Bourdieu 1983, 190f).

Die Höhe des Sozialkapitals, über das eine einzelne Person verfügen kann, hängt im Wesentlichen von zwei Aspekten ab, einerseits „von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen, die tatsächlich mobilisiert werden können“ und andererseits vom „Umfang des (ökonomischen, kulturellen oder symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht“ (Bourdieu 1983, 191). Durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe entstehen Profite, die die Grundlage für die Solidarität innerhalb der Gruppe sind, die wiederum Grundlage für diese Profite ist. Das soziale Kapital übt dabei einen Multiplikatoreffekt auf das tatsächlich verfügbare Kapital aus (vgl. Bourdieu 1983, 191).

Unter den Gruppenmitgliedern setzt Bourdieu ein Minimum an objektiver Homogenität voraus, da den Netzwerkbeziehungen Tauschbeziehungen zugrunde liegen, die auf gegenseitige Anerkennung beruhen. Die Beziehungsnetze entstehen jedoch weder von selbst, noch sind sie eine soziale Gegebenheit, sondern müssen sich durch individuelle und kollektive Investitionsstrategien erarbeitet werden. Einmal bestehende Netzwerke haben auch keineswegs ewigen Bestand, sondern erfordern fortlaufende Institutionalisierungsarbeit. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von „Beziehungsarbeit“, die zur Produktion und Reproduktion von Netzwerken erforderlich ist und in Form von ständigen Austauschakten erfolgt. Das wechselseitige Kennen und Anerkennen ist dabei sowohl Voraussetzung als auch Ergebnis dieses Austausches (vgl. Bourdieu 1983, 191ff).

Damit eine Gruppe ihr Sozialkapital ausschöpfen und als solche handeln kann, gibt es in allen Gruppen eine gewisse Form der Delegation. Das kann zum einen durch eine stillschweigende Anerkennung einer Repräsentantin oder eines Repräsentanten erfolgen (ohne dezidierte Ernennung ist in den meisten Familien beispielsweise der Vater das Familienoberhaupt), aber auch durch eine mehr oder weniger formale Regelung (beispielsweise durch Vereinsstatuten) (vgl. Bourdieu 1983, 193).

Soziales Kapital ist mit den anderen Kapitalformen verbunden: Je größer das Beziehungsnetz einer Akteurin oder eines Akteurs ist und je diverser sich dieses Netz zusammensetzt, desto größer ist auch dessen Chance, das soziale Kapital in ökonomisches und kulturelles Kapital umzuwandeln. Umgekehrt wird bei der Beziehungsarbeit Zeit und auch Geld (und somit ökonomisches Kapital) eingesetzt. Als Beispiel für die Institutionalisierung von sozialem Kapital gibt Bourdieu Adelstitel an, die eine symbolische Wirklichkeit schaffen (vgl. Bourdieu 1983, 195ff).

Bourdieu's Konzept von sozialem Kapital bezieht sich vor allem auf die Mikro-Ebene: Er betrachtet das soziale Kapital als eine individuelle Ressource, die ganz nah am Alltagsleben seiner Besitzerin oder seines Besitzers liegt und zur Förderung der persönlichen Ziele eingesetzt werden kann (zum Beispiel durch die richtigen Kontakte bei einer Jobvermittlung) (vgl. Roßteutscher et. al. 2003).

3.3.2 Coleman: Soziales Kapital als sozialstrukturelle Ressource für das Individuum

James Coleman stellt mit seiner Arbeit „Social Capital in the Creation of Human Capital“ (1988) wenige Jahre nach Bourdieu sein Konzept des sozialen Kapitals vor¹⁰. Coleman als einer der bekanntesten Sozialtheoretiker der USA verbindet in seinem Ansatz eine soziologische und ökonomische Komponente, indem er den sozialstrukturellen Kontext in die Rational-Choice-Theorie integriert und das soziale Kapital als eine Handlungsressource versteht. Er bewegt sich demnach sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikro-Ebene, denn gesellschaftliche Strukturen (Makro-Ebene) beeinflussen die Handlungen der einzelnen Gesellschaftsmitglieder (Mikro-Ebene), die ihrerseits wiederum die gesellschaftlichen Strukturen konstituieren (vgl. Roßteutscher et. al. 2003).

Coleman definiert das soziale Kapital über seine Funktion: Es begünstigt demnach Handlungen, die das Erreichen von Zielen von individuellen und kollektiven AkteurInnen erleichtern, es ist jedoch nicht an diese AkteurInnen gebunden, sondern an deren soziale Beziehungen bzw. Sozialstrukturen. Coleman verdeutlicht sein Verständnis von sozialem Kapital anhand von drei Formen des Sozialkapitals (vgl. Roßteutscher et. al. 2003; Zwingenberger 2003, 31ff):

¹⁰ Sowohl Bourdieu als auch Coleman beschäftigten sich empirisch mit der Frage nach der Bedeutung des sozialen Kapitals für Bildung und Erziehung, sie gehen jedoch beide nicht aufeinander ein (vgl. Zwingenberger 2003, 34).

- Für die erste Form verwendet Coleman das Beispiel der „credit slips“ (Schuldscheine): Aus einem gegenseitigen „etwas füreinander tun“ entsteht eine Art Gutschrift, die zu einem späteren Zeitpunkt eingelöst werden kann. Im Rahmen seines Rational-Choice-Ansatzes zeigt Coleman damit auch, dass ein Gefallen durchaus aus rationalen und eigen-nützigen Gründen erfolgen kann, indem die entsprechende Akteurin bzw. der entspre-chende Akteur bei Bedarf einen Gegengefallen erwarten kann. Für die einzelnen Akteu-rinnen und Akteure stellen diese Schuldscheine also einen Ressourcenpool dar. Um Schuldscheine bzw. Verpflichtungen allerdings auch wirklich einlösen zu können, setzt diese Form des sozialen Kapitals eine Vertrauenswürdigkeit des sozialen Umfeldes vor-aus.
- Die zweite Form des sozialen Kapitals ist das Informationspotenzial, das soziale Be-ziehungen in sich tragen: Wenn man bei der Beschaffung von Informationen auf soziale Kontakte zurückgreifen kann, können Kosten und Zeit gespart werden. Außerdem erhält man Informationen durch soziale Beziehungen häufig unbeabsichtigt und nebenbei, so-dass diese Netzwerke eine wertvolle Handlungsressource darstellen.
- Als dritte Form stellt Coleman soziale Normen dar: Diese Normen können sowohl in aus-gehandelter Form wirksam werden (wie etwa in demokratisch organisierten Gemein-schaften) als auch einer willkürlichen Struktur zugrunde liegen. Anders als die beiden zu-vor genannten Formen können solche Normen zwar ebenso Handlungen begünstigen, um-gekehrt aber auch erschweren (insbesondere durch abweichendes Verhalten).

Für die Aufrechterhaltung (und somit auch für die Zerstörung) von sozialem Kapital ist laut Coleman die Geschlossenheit des sozialen Netzwerks von großer Bedeutung, die die Vertrauensbildung und die Herausbildung von gemeinsamen Normen unterstützt. Indem jedes Mit-glied mit jedem anderen Mitglied direkt oder indirekt verbunden ist, wird darüber hinaus die Stabilität der Sozialstruktur gestärkt. Hingegen können Wohlstand und wohlfahrtsstaatliche Leistungen diese Stabilität gefährden, da dadurch die Abhängigkeit von sozialen Kontakten und informellen Netzwerken verringert wird (vgl. Zwingenberger 2003, 33f).

Nachdem Coleman das soziale Kapital – im Gegensatz zu physischem, finanziellem und Hu-mankapital – nicht als personengebunden betrachtet, nimmt das Sozialkapital Aspekte eines Kollektivguts an, inklusive der damit verbundenen Gefahr von TrittbrettfahrerInnen: Alle Mitglieder der Gemeinschaft profitieren, unabhängig davon, ob sie aktiv einen Beitrag leisten. Dieses mögliche Ungleichgewicht zwischen Investition und Gewinn bringt Coleman dazu,

das soziale Kapital eher als Nebenprodukt von anderen Zielsetzungen zu sehen als eine bewusst geschaffene Ressource. Damit die Kollektivgutproblematik überwunden werden kann, braucht es nach Coleman starke, in sich geschlossene soziale Strukturen (beispielsweise Familien oder eine starke Dorfgemeinschaft). Nachdem diese Strukturen seiner Ansicht nach zunehmend verloren gehen, müssen ersatzweise neue gesellschaftliche Organisationen gefunden werden, um soziales Kapital akkumulieren zu können (vgl. Roßteutscher et. al. 2003).

3.3.3 Putnam: Soziales Kapital als Erfolgsfaktor für Zivilgesellschaften

Das Konzept des Historikers und Politologen Robert Putnam ist jener Sozialkapitalansatz, auf den im aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskurs schwerpunktmäßig Bezug genommen wird (vgl. Zimmer 2002, 11). Diese Popularität erreichte Putnam mit seinen beiden Aufsätzen „Making Democracy Work“ (1993) und „Bowling Alone“ (1995): In der ersten Studie bringt Putnam das Vorhandensein von sozialem Kapital in Verbindung mit der Leistungsfähigkeit der italienischen Regionalverwaltungen; im zweiten Aufsatz macht er den Niedergang des zivilen Engagements verantwortlich für die generelle Abnahme der sozialen Interaktionen und somit von sozialem Kapital (vgl. Zwingenberger 2003, 36).

Putnam versteht das soziale Kapital als Zusammenspiel von sozialen Netzwerken, sozialem Vertrauen sowie sozialer Werte und Normen. Er betrachtet das soziale Kapital als produktiv, da es sich zur Lösung von gesellschaftlichen Problemen verwenden lässt. Mit seinem Sozialkapitalansatz bewegt sich Putnam vor allem auf der Makro-Ebene: Die Familie, Freundinnen und Freunde sowie Bekannte stellen zwar auch für eine einzelne Person einen wichtigen Wert dar auf den in Krisenzeiten zurückgegriffen werden kann, noch viel mehr trifft dies nach Putnam aber auf Gruppen zu. „Mit einem vielschichtigen sozialen Netzwerk ausgestattete Gemeinschaften und bürgerschaftliche Vereinigungen haben Vorteile, wenn es darum geht, Armut und Verwundbarkeit zu begegnen, Konflikte zu lösen und Vorteile aus neuen Möglichkeiten zu ziehen“ (Putnam / Goss 2001, 19f; zitiert nach Roßteutscher et. al. 2003).

Soziales Kapital ist nach Putnam die Lösung für Kollektivgutprobleme: Gegenseitiges Vertrauen, vielseitige soziale Kontakte und das Befolgen von Normen schaffen ein Wir-Gefühl in der Gemeinschaft, durch das gemeinsame Ziele leichter erreicht werden können und das den Zusammenhalt für die Zukunft stärkt. Putnam spricht in diesem Zusammenhang auch von zivilgesellschaftlichen Tugenden, die verantwortlich sind für die Effizienz und Funktionswei-

se von (politischen) Institutionen. Darüber hinaus sieht Putnam im Nachlassen von sozialem Engagement einen Verlust von zivilen Tugenden und damit auch von sozialem Kapital, was letztendlich die Stabilität von demokratischen Strukturen gefährdet (vgl. Roßteutscher et. al. 2003).

Die Gründe für den Verlust von sozialem Kapital sieht Putnam neben dem Niedergang von sozialem Engagement vor allem in den Veränderungen innerhalb von Familien und kleinen sozialen Einheiten (beispielsweise Nachbarschaften) sowie im veränderten Freizeitverhalten, insbesondere im erhöhten Fernsehkonsum der Bevölkerung. Diese Erklärungsfaktoren zeigen einen eher konservativen Blick auf die Gesellschaft, weshalb Putnams Sozialkapitalansatz nicht nur positiv, sondern durchaus auch mit vielfältiger Kritik bedacht wird (vgl. Zwingenberger 2003, 38).

3.4 Eigenschaften des sozialen Kapitals

Die drei im Abschnitt zuvor dargestellten Konzepte liefern im Wesentlichen die wichtigsten inhaltlichen Aspekte zur wissenschaftlichen Sozialkapitaldiskussion. Auch wenn der Sozialkapitalbegriff durch die Nutzung von unterschiedlichen AutorInnen in unterschiedlichen theoretischen Zusammenhängen und für unterschiedliche Zwecke Unstimmigkeiten mit sich bringt, so lassen sich durch das Zusammenführen der einzelnen Theorie-Stränge dennoch Gemeinsamkeiten herausbilden, die im folgenden Kapitel näher ausgeführt werden.

Der Dreh- und Angelpunkt von sozialem Kapital ist der soziale Zusammenhalt. Gehmacher und Palt bringen das mit der zusammenfassenden, sehr verkürzten Definition von sozialem Kapital auf den Punkt: „Nutzenbringender Zusammenhalt innerhalb und zwischen Sozietäten“ (Gehmacher / Palt 2004, 9). Innerhalb und zwischen Sozietäten – gemeint sind damit gesellschaftliche Einheiten (Entitäten) mit klarer Identität und Abgrenzung – bedeutet also, dass sowohl Individuen als auch Kollektive (von der kleinsten Gemeinschaft der Familie und des Freundeskreises bis hin zur Nation, der EU und sogar der Menschheit) soziale Bindungen, Hilfsbeziehungen und Vertrauensverhältnisse haben, nutzen, gewinnen und verlieren können. In wie weit der Zusammenhalt einen positiven Nutzen bringt, hängt von der Qualität seiner Bestandteile ab. Diese Bestandteile sind – und da sind sich alle, die sich wissenschaftlich mit

sozialem Kapital beschäftigt haben oder aktuell beschäftigen, durchwegs einig – folgende drei zentrale Elemente: Beziehungen, Normen und Vertrauen¹¹.

3.4.1 Zentrale Elemente des sozialen Kapitals

Beziehungen, Normen und Vertrauen als die drei wesentlichen Komponenten von sozialem Kapital sind eng miteinander verbunden – wo es an einer davon mangelt, leiden auch die anderen. Abhängig von den Qualitäten der drei Elemente ergibt sich ein Mehr oder Weniger an sozialem Kapital.

Bindungen, Beziehungen und Netzwerke

Anders als andere Kapitalformen ist soziales Kapital an die Beziehungsstruktur gebunden – es entsteht durch Beziehungen zwischen Menschen und Organisationen. Beziehungen werden meist gleichbedeutend als Netzwerke bezeichnet, weshalb soziales Kapital auch als Netzwerkphänomen betrachtet wird. Im allgemeinen Sprachgebrauch hat in den letzten Jahren der Begriff „Netzwerke“ zunehmend an Bedeutung gewonnen – speziell in Verbindung mit der Informationsgesellschaft wird „Networking“ als Schlüsselbegriff wahrgenommen. Es scheint demnach heutzutage immer wichtiger zu werden, verschiedene, möglichst große und gut ausgestattete Netzwerke zu haben. Derartige Netzwerke können sowohl die eigene Familie und der eigene Freundeskreis sein, aber auch Vereine, BerufskollegInnen, die Kirchengemeinde oder die Nachbarschaft. Diese sozialen Netzwerke bezeichnen die spezifischen Webmuster der alltäglichen sozialen Beziehungen. In den Sozialkapitaltheorien werden soziale Beziehungen als Ressource gesehen, da sich durch den Kontakt zu anderen Menschen oder durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe Gewinne lukrieren lassen. Auf der Mikro-Ebene betrachtet ist soziales Kapital Produkt und Resultat der Beziehung von mindestens zwei Menschen, die in ein größeres Netzwerk eingebunden sind. Erst durch dieses Beziehungsgeflecht wird eine Beziehung zu einer sozialen Ressource (vgl. Zwingenberger 2003, 50f).

¹¹ Durch das Fehlen eines einheitlich definierten Konzepts gibt es auch keinen einheitlich verwendeten Wortschatz. Auch wenn vielfach inhaltliche Einigkeit herrscht, so werden diese Inhalte dennoch unterschiedlich bezeichnet: Beispielsweise ist in der wissenschaftlichen Literatur bei Beziehungen genauso die Rede von Netzwerken, sozialer Vernetzung, sozialer Einbindung oder Bindungen. Ebenso werden die angeführten Elemente als Bestandteile, Formen oder Dimensionen von Sozialkapital bezeichnet. In diese Arbeit, die eine Zusammenschau aus verschiedensten Quellen darstellt, wird daher auf eine einheitliche Wortwahl verzichtet; stattdessen werden die jeweiligen Bezeichnungen aus dem Original übernommen.

Verfügt eine Person über ein vielfältiges Beziehungsnetz, so lässt sich daraus der Vorteil eines Informationsvorsprunges erzielen. Nachdem Informationen eine der wichtigsten Handlungsgrundlagen darstellen, werden soziale Netze zu einem Informationspotenzial, deren Informationskanäle über Sozialkontakte laufen (vgl. Schnur 2003, 62). Um über ein derartiges Netz verfügen zu können, bedarf es jedoch ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit und Arbeit. Bourdieu hat bereits auf die Beziehungsarbeit hingewiesen, die für die Akkumulation von sozialem Kapital notwendig ist. Diese Beziehungsarbeit setzt den Einsatz von Eigenleistungen voraus, entweder in Form von materiellen Leistungen (Gütern oder Eigenkapital) oder immateriellen Leistungen (Emotionen, Vertrauenswürdigkeit, Status oder eigenes soziales Kapital). Beziehungen werden daher zu Tauschakten und Geschenken (als Sammelbegriff für diese Tauschleistungen) und Zeitinvestitionen führen zu Normen der Reziprozität, wie sie für stabile soziale Beziehungen notwendig sind. Nur wenn ein gewisses Maß an Vertrauen vorhanden ist, kann die oder der Schenkende durch ihre bzw. seine Zuwendung auch ein Gegengeschenk (wenn auch zeitlich verzögert) erwarten (vgl. Zwingenberger 2003, 51f).

Beziehungsstrukturen können ganz unterschiedlich aufgebaut sein, wobei diese Unterschiede die Wirkungen des Sozialkapitals für die einzelne Person oder für das Kollektiv sehr stark prägen. Die Produktion von Sozialkapital ist daher sehr stark abhängig von der Art der Kontakte bzw. der Stärke der Beziehungen. Dabei wird häufig von sozialer Bindung gesprochen, unter der man die Intensität versteht, mit der die Akteurinnen und Akteure am Gruppenleben teilnehmen sowie den Nutzen, den die Gruppenmitglieder durch ihre Teilnahme haben (vgl. Kriesi 2007, 35; Schnur 2003, 59f).

Normen und Sanktionen

Normen sind gesellschaftlich verbindliche Verhaltensregeln, die lenkend, ordnend und orientierend auf das Handeln von Menschen eingreifen. Sie befähigen Individuen, sich als soziale Wesen mit Rücksicht auf andere Mitglieder einer Gesellschaft zu verhalten und zu handeln. Sie sind mit Erwartungen eines regelhaften Verhaltens verbunden und erleichtern soziale Interaktionen. Normen haben vielfältige Funktionen: Sie schützen gegen willkürliches Verhalten, sie definieren den sozialen Umgang, sie können bei vielen kleinen Alltagsproblemen entlasten oder sie stabilisieren Hierarchien (vgl. Zwingenberger 2003, 60; Schnur 2003, 63).

Besonders am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren Brauch, Sitte und Recht zentrale Kategorien, die die Gesellschaft bestimmten. Aber auch in modernen Gesellschaften werden Normverstöße noch negativ sanktioniert, indem die oder der Abweichende gestraft, missachtet oder beschimpft wird oder indem man ihr bzw. ihm Prestige, Besitz oder Freiheit nimmt. Normen werden in der Regel aber nicht nur durch die Androhung von Sanktionen, sondern viel stärker durch die innere Kontrolle einer Akteurin oder eines Akteurs selbst befolgt. Durch die Sozialisation wird normatives Verhalten eingeübt und verinnerlicht, sodass Normen zur selbstverständlichen Handlungsvorlage und Bestandteil der persönlichen Identität werden (vgl. Zwingenberger 2003, 60ff).

Damit soziales Kapital entstehen kann, ist eine Gewöhnung an die moralischen Normen einer Gemeinschaft und im entsprechenden Kontext der Erwerb von Werten wie Loyalität, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit unabdingbar. Erst durch Normen wird ein soziales Netz zu einer Sozietät und erhält durch selbstverständliche Gewohnheiten und Regeln oder durch strenge Verpflichtungen eine feste Ordnung. Nach dem amerikanischen Historiker Francis Fukuyama muss eine Sozietät (von der Familie bis zur Nation) erst gemeinsame Normen akzeptiert haben, damit unter den Mitgliedern Vertrauen aufgebaut werden kann. Ist Vertrauen vorhanden, dann ist wiederum weniger Regulierung in der Zusammenarbeit erforderlich und das Durchsetzen von Hierarchien und Sanktionen lässt sich vermeiden. Sind stabile Normen in einer sozialen Gruppierung vorhanden, so tragen diese zur Mobilisierung von sozialem Kapital bei, da sie abweichendes Verhalten nicht nur negativ sanktionieren, sondern beispielsweise durch die Solidarität der Gruppe auch positiv belohnen können. Die Akkumulation von sozialem Kapital ist nicht möglich, wenn Personen nur als rationale, nutzenmaximierende Individuen auftreten, denn soziales Kapital beruht auf sozialen und nicht auf individuellen Tugenden. Das erschwert einerseits die Entstehung von sozialem Kapital (die Neigung zur Geselligkeit ist beispielsweise schwieriger zu erwerben als das Zeugnis eines Weiterbildungskurses), andererseits machen es ethische Gewohnheiten auch schwieriger, soziales Kapital zu zerstören (vgl. Zwingenberger 2003, 61; Gehmacher 2004, 8).

Normen können soziale Handlungen nicht nur begünstigen, sondern gleichzeitig auch bestimmte Handlungen erzwingen oder verhindern. Insbesondere geschlossene soziale Systeme ermöglichen zwar die Durchsetzung von effektiven Normen und Sanktionen, schränken allerdings durch gemeinschaftliche Konformität und Transparenz die Autonomie und Privatsphäre

des Individuums ein. Die Funktionsweise von sozialen Normen geht in gewisser Weise also immer auch auf Kosten der individuellen Freiheit (vgl. Schnur 2003, 63; Kriesi 2007, 41).

Soziales, reziprokes und generalisiertes Vertrauen

Vertrauen ist der eigentliche Kitt, der die Gemeinschaft zusammenhält bzw. noch stärker verbindet. Wenn kein Vertrauen vorhanden ist, verlieren Normen und Sanktionen ihre Bedeutung und soziale Bindungen werden feindselig. In der Regel erfordert Vertrauen eine lange und intensive Beziehung zwischen den AkteurInnen, denn Vertrauenswürdigkeit entsteht erst dann, wenn man die andere Person durch jahrelange Interaktion einzuschätzen gelernt hat. In Netzwerken mit starken sozialen Bindungen und intensiven Kontakten zwischen den Gruppenmitgliedern kann eine Vertrauensstruktur leichter aufgebaut werden als in losen, oberflächlichen Beziehungsstrukturen. Damit Netzwerke zu erfolgreichen Kooperationen und Win-Win-Situationen werden, ist gegenseitiges Vertrauen unabdingbar (vgl. Zwingenberger 2003 60; Gehmacher 2004, 7).

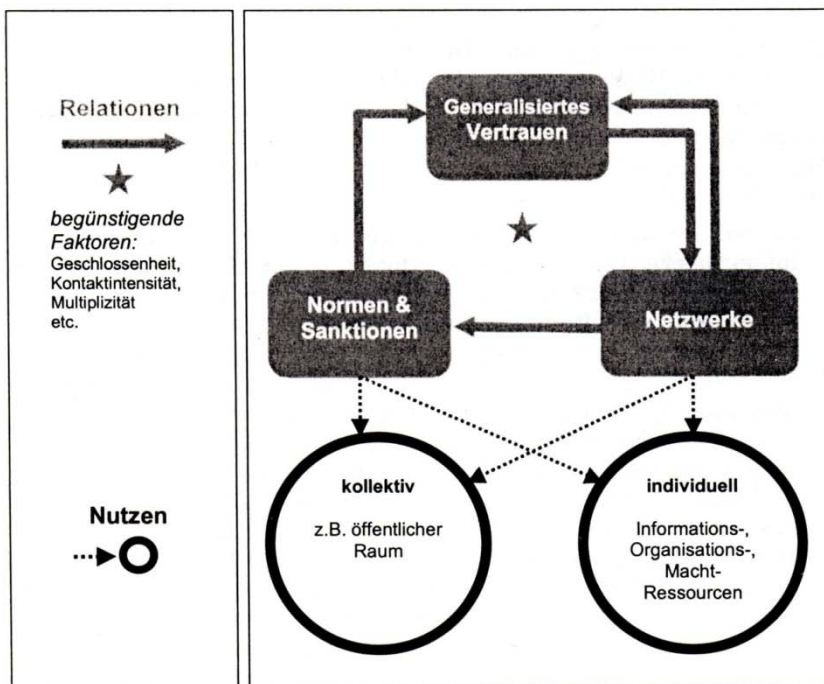
Persönliche Kontakte erleichtern den Aufbau von Vertrauen – Vertrauen kann aber auch einer ganzen Gemeinschaft (beispielsweise einer Kirchengemeinschaft) oder einer Nation entgegengebracht werden. Auch für dieses nicht-personenbezogene soziale Vertrauen sind vorherige positive Erfahrungen erforderlich, umgekehrt kann soziales Vertrauen aber auch als Grundlage für soziale Beziehungen angesehen werden: Existierende Netzwerke steigern zwar das reziproke Vertrauen, um jedoch überhaupt ein Netzwerk initiieren zu können, ist zunächst ein primäres generalisiertes Vertrauen notwendig. Schnur nennt – in Anlehnung an Coleman – soziales, generalisiertes Vertrauen die „Matrix“ des Sozialkapitals“ (Schnur 2003, 62). Es bildet demnach die Basis, auf der alles andere beruht und das bei einem funktionierenden Gesamtsystem durch positive Rückkoppelungsprozesse immer weiter gestärkt wird (vgl. Zwingenberger 2003 60; Schnur 2003, 61f).

Als Kernfunktion und wesentliche Entstehungsbedingung für soziales Kapital konstituiert sich soziales Kapital – wie dies auch Coleman anhand der „credit slips“ beschrieben hat – durch gegenseitige Verpflichtungen und Erwartungen. In geschlossenen Systemen lassen sich diese Verpflichtungen und Erwartungen leichter erfüllen als in offenen Systemen. Innerhalb von offenen Gruppen, wie zum Beispiel der Gemeinschaft eines ganzen Dorfes, lassen sich solche Beziehungen nur auf Basis eines Mindestmaßes an generalisiertem gegenseitigem Vertrauen

aufbauen. Wenn in einer Sozietät die tatsächliche Menge an einzulösenden Verpflichtungen steigt, kann man auch von einer sich ausweitenden Vertrauensbasis und damit einem größeren sozialen Kapital ausgehen (vgl. Schnur 2003, 63f).

Schnur hat die drei Komponenten Beziehungen, Normen und Vertrauen grafisch zu einem „Sozialkapitalkomplex“ verknüpft (vgl. Abbildung 1). Zusammengefasst kann soziales Kapital demnach als soziale Vernetzung (im Sinne von Informationsressourcen, Ressourcen sozialer Organisationen und positionsbedingten Machtressourcen), als ein System von sozialen Normen in Kombination mit wirksamen Sanktionen (gesellschaftlichen Handlungsvorschriften) und als generalisiertes Vertrauen auftreten (vgl. Schnur 2003, 60f).

Abbildung 1: Der Sozialkapitalkomplex



Quelle: Schnur 2003, 61

3.4.2 Funktionen von sozialem Kapital

Soziales Kapital kann – abhängig von der Beziehungsstruktur – verschiedene Funktionen annehmen und demnach unterschiedliche Wirkungen auf der Mikro- und Makro-Ebene haben. Anhand dieser funktionalen Unterschiede lässt sich soziales Kapital typisieren, wobei es zwischen den Typen viele Überschneidungen gibt. In Anlehnung an Schnur (2003) werden nachfolgend die Beziehungsmuster nach vier funktionalen Dichotomien differenziert: bindend

(„bonding“) vs. brückenbildend („bridging“), stark vs. schwach, formell vs. informell und innenorientiert vs. außenorientiert (vgl. Schnur 2003, 59f sowie Tabelle 2).

Tabelle 2: Funktionale Dichotomien von Sozialkapital

Bindend (bonding)	Brückenbildend (bridging)
Nach innen gerichtete, geschlossene, homogene Gruppen; z. B. ethnische Kulturvereine, EinzelhändlerInnen-Stammtische	Nach außen orientierte, offene, heterogene Gruppen; z. B. interkulturelle Vereine, Tauschringe
Stark (strong ties)	Schwach (weak ties)
Enge Kontakte; z. B. Familie, ArbeitskollegInnen mit gemeinsamen Freizeitaktivitäten	Oberflächliche Kontakte; z. B. flüchtige Bekanntschaften wie etwa beim Einkauf, in der Nachbarschaft o. ä.
Formell	Informell
Formal organisierte, feste Strukturen; z. B. Elternvertretungen, Gewerkschaften	Spontane Treffen; z. B. spontanes Fußballspiel, Stammtische, Abendessen mit Verwandtschaft
Innenorientiert	Außenorientiert
Privater oder gruppenspezifischer Nutzen; z. B. Herrenclubs, Kreditvereinigungen von ImmigrantInnen	Öffentlicher Nutzen; z. B. Umweltbewegungen in Europa, amerikanische BürgerInnenrechtsbewegungen

Quelle: vgl. Schnur 2003, 60 (eigene Überarbeitung)

Bindend („bonding“) vs. brückenbildend („bridging“)

Mit dieser Unterscheidung wird darauf Bezug genommen, dass der Zusammenhalt innerhalb einer sozialen Gruppe nicht der gleiche ist wie der Zusammenhalt zwischen sozialen Gruppen. „Bonding“ bezieht sich auf die Innenbeziehung einer Gruppe und meint das soziale Kapital von einer homogenen, relativ geschlossenen Gruppe, deren Gruppenmitglieder eng miteinander verbunden sind und die sich gegenüber anderen Gruppen stark abgrenzen. Die Abgrenzung von anderen Gruppen führt dazu, dass die Identifikation mit der eigenen Gruppe gestärkt wird und die Verantwortung innerhalb der Gruppe steigt. Im Gegensatz zu den Innenbeziehungen bezieht sich „bridging“ auf Außenbeziehungen, also auf Verbindungen zwischen heterogenen Gruppen, die zwar relativ lose sind, dafür aber eher zu einer sozialen Integration führen (vgl. Zwingenberger 2003, 44f; Gehmacher 2004, 8). In diesem Sinne können Beziehungen der inneren Bindung als „der ‚Klebstoff‘, der eine Gemeinschaft zusammenhält“ und brückenschlagende Beziehungen als „die ‚Schmiere‘, die den Zugang zu anderen Ressourcen erleichtert und hilft, Dinge anzuschieben“ (CBS Network / Technologie-Netzwerk 2003, 3) bezeichnet werden.

Gehmacher weist darauf hin, dass die Abgrenzung durch die innere Bindung einer Gruppe nicht bei allen Gruppierungen zutrifft, denn zu übergeordneten Gruppen besteht sehr wohl (auch ohne brückenbildende Beziehungen) eine Verbundenheit. Die Orientierung einer Sozietät, ob nach innen oder nach außen gerichtet, müssen nicht dauerhaft und nicht ausschließlich sein, sondern können rasch umschlagen. Für die Beziehungen einer Landesregierung (zu den Gemeinden, zu anderen Bundesländern, zum Bundesstaat) kann es beispielsweise je nach fachlichem Gegenstand oder Situation in manchen Fällen besser sein eine Innenorientierung zu forcieren, in anderen Fällen wiederum eine Außenorientierung zu verfolgen (vgl. Gehmacher 2004, 8f). Daraus leitet Gehmacher eine Regel ab: „Sozialkapital ist der Zusammenhang einer Sozietät – der aber bei jeder Gemeinschaft auch auf der Verbundenheit und Kooperation zwischen kleineren Untereinheiten beruht“ (Gehmacher 2004, 9).

Stark vs. schwach

Beziehungsarbeit in Form von Beziehungsaufbau, -pflege und Einsatz füreinander ist dann erfolgreich, wenn als Resultat stabile Beziehungen in sachlicher, zeitlicher und sozialer Dimension bestehen bleiben. Nicht alle Beziehungen erfordern allerdings den gleichen Arbeitsaufwand, da nicht alle Beziehungen gleich stark sind (vgl. Zwingenberger 2003, 51). Mit der Unterscheidung von starken und schwachen Beziehungen („strong ties“ vs. „weak ties“) hat sich Mark Granovetter bereits 1973 ausgiebig beschäftigt. Starke Beziehungen sind vereinfacht formuliert enge Beziehungen im Familien- und Freundeskreis, während schwache Beziehungen flüchtige, oberflächliche Bekanntschaften sind. Granovetters Grundidee verfolgt die Vermutung, dass starke Beziehungen zu einer sozialen Schließung und Abgrenzung führen (wie es auch bereits bei den nach innen gerichteten, bindenden Beziehungen beschrieben wurde), wodurch nur ein eingeschränkter Informationsaustausch stattfinden kann. Er erläutert seine Idee anhand des Arbeitsmarktes: Offene Arbeitsstellen können über entfernte Bekannte leichter vermittelt werden als vom engen Freundeskreis, der über den gleichen Informationsstand verfügt wie die oder der Arbeitsplatzsuchende selbst. Abgesehen davon, dass bei der Arbeitssuche auch weitere Parameter, wie die aktive Unterstützung von der vermittelnden Person oder die Reputation von sowohl der arbeitssuchenden Person als auch von der Kontaktperson entscheidend sein können, können umgekehrt aber auch „Insider-Informationen“ und starke Beziehungen – was häufig in ethnischen Gemeinschaften beobachtet werden kann – bei der Jobvermittlung helfen (vgl. Kriesi 2007, 38ff).

Die Stärke von Netzwerken kann auch über die Dichte beschrieben werden. Der Aspekt der Dichte ist weniger leicht messbar, da sich die Bedeutung von Dichte nur subjektiv aus individuellen Beschreibungsmustern ableiten lässt. Für den Begriff der Dichte sind folgende Merkmale relevant: Dauer und Intensität der Beziehungen, Häufigkeit der Interaktionen, Erreichbarkeit, Informationsfluss, Wissen übereinander, Homogenität und Mobilität (vgl. Zwingenberger 2003, 56). Für die Stärke („Bindungskraft“) von Netzwerken ist aber auch deren Größe und die Art und Weise, wie eine Gruppe miteinander verbunden ist, ausschlaggebend: Bei der Größe gilt, dass je größer eine soziale Gruppe ist, desto schwächer werden die Beziehungen. Bei der Art der Verbundenheit gilt, dass locker organisierte Gruppen einerseits viel Freiraum für Individualinteressen lassen, andererseits aber auch eher von Konflikt und Zerfall bedroht sind; straffe Organisationen mit festen Ordnungsregeln müssen hingegen die Erstarrung zu einem unflexiblen Apparat und die Abgrenzung nach außen befürchten (vgl. Gehmacher 2004, 7).

Formell vs. informell

Putnam stellt die Beteiligung in formellen Mitgliederorganisationen in das Zentrum seiner Studien und macht die Informalisierung der zivilgesellschaftlichen Beziehungsmuster für den Verlust von sozialem Kapital verantwortlich. Für das Funktionieren von Organisationen, aber auch Zivilgesellschaften, sind informelle Aktivitäten und Interaktionen genauso wichtig wie formal organisierte Gruppen. Informelle Beziehungen sind nicht einfach als abweichendes Verhalten zu sehen, sondern haben insbesondere in den modernen Gesellschaften eine zentrale Bedeutung erlangt (beispielsweise in Form von BürgerInneninitiativen). In den traditionellen bürgerschaftlichen Modellen war die Zugehörigkeit zur lokalen Gemeinschaft meist vorgegeben und das Engagement in formellen Vereinigungen war meist auf Dauer ausgerichtet. Die neuen Rollenmuster sind demgegenüber flexibler, spontaner und punktueller angelegt und häufig nicht mehr territorial gebunden, sie erfordern aber auch ein stärkeres Maß an aktiver Beziehungsarbeit und eine größere Eigenverantwortung für die eigene soziale Integration (vgl. Kriesi 2007, 36ff; Zwingenberger 2003, 45f).

Innenorientiert vs. außenorientiert

Diese funktionale Dichotomie orientiert sich am verfolgten Ziel einer Gruppe. Die Innenorientierung bringt einen privaten oder gruppenspezifischen Nutzen, während die außenorientierten Gruppierungen für die Öffentlichkeit von Nutzen sind. Von einem Lesezirkel hat die Öffentlichkeit zum Beispiel keinen Nutzen, hingegen profitiert die Allgemeinheit sehr wohl von

beispielsweise Naturschutzorganisationen, auch wenn sie sich nicht aktiv in der Organisation beteiligen. Damit Beziehungen tatsächlich auch einen Nutzen (wie Informationsvorteile, Organisationsvorteile, Machtzuwachs etc.) bringen, muss innerhalb des Netzes ein gewisses Maß an sozialem Vertrauen vorhanden sein (vgl. Schnur 2003, 60ff).

3.4.3 Einflüsse auf die Qualität von sozialem Kapital

Soziales Kapital entsteht häufig als Nebenprodukt von alltäglichen Beziehungen, da fast alle Menschen Teil eines sozialen Beziehungssystems sind. Individuelle Beziehungen entstehen zwar auch gezielt, dennoch können soziale Beziehungen und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe als ein menschliches Grundbedürfnis betrachtet werden (vgl. Deindl 2005, 3). Genau so wie individuelle Beziehungen meist nicht absichtsvoll mobilisiert werden, ist auch in Kollektiven häufig ein gemeinsames anderes Ziel dafür verantwortlich, dass soziales Kapital entsteht und damit auch genutzt werden kann. Einen Nutzen ziehen können jedoch nicht nur die Gruppenmitglieder bzw. die Gruppe selbst, sondern auch Außenstehende. Wenn die Gruppe ein Ziel verfolgt, dass auch außerhalb der Gruppe eine Wirkung hat (zum Beispiel eine Verschönerungsmaßnahme im Dorf), dann profitieren auch jene, die dazu nichts beigetragen haben. Aus der Sicht dieser sogenannten TrittbrettfahrerInnen ist der Entschluss, sich passiv zu verhalten, durchaus rational (wenn nichts eingesetzt wird kann auch nichts verloren werden), für die gesamte Gemeinschaft hingegen können die negativen Auswirkungen überproportional groß werden. Folgen nämlich viele Individuen dieser Logik und ziehen sich vielleicht auch andere Aktive zurück, nimmt die Höhe des verfügbaren Sozialkapitals ab und es entsteht der gesamten Gemeinschaft ein Schaden (vgl. Schnur 2003, 71).

Gerade im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Individualisierungsdynamik und dem damit verbundenen Abbau kollektiver Lebenszusammenhänge und Solidaritätsformen erlangt die Verfügbarkeit von sozialem Kapital eine besondere Bedeutung. Je mehr soziale Ressourcen einem Individuum zugänglich sind, desto größer wird sein Handlungsspielraum. Mit der zunehmenden Rücknahme von wohlfahrtstaatlichen Leistungen werden individualisierte soziale Netze von vielen Seiten auch als möglicher Ersatz für die staatlich finanzierte Sozialpolitik gesehen. Informelle Hilfsnetzwerke anstelle von institutioneller Hilfe wird alltäglicher (auch im Hinblick auf das geänderte Rollenbild der Frau, denen traditionell ein Großteil der sozialen Arbeit zukommt) und trägt damit zur Reproduktion von gesellschaftsstrukturellen Ungleichheiten. Dennoch ist unumstritten, dass funktionierende soziale Netzwerke viele Be-

reiche des Lebens erleichtern und einen Stabilisierungsfaktor darstellen (vgl. Zwingenberger 2003, 57f).

Die Qualität von sozialem Kapital bzw. in wie weit stabile soziale Systeme zur Verfügung stehen, hängt neben der Beziehungsstruktur (vgl. Kapitel 3.4.2) von verschiedenen anderen Faktoren ab:

Beziehungsarbeit

Die Aktivität der Gruppenmitglieder, also die Beziehungsarbeit der Individuen, bestimmt maßgeblich die Effizienz von sozialen Gruppen und Netzwerken. Sozietäten definieren sich also über die aktive Leistung des Subjekts, dessen Rolle durch die Individualisierungsprozesse mittlerweile nicht mehr von der Gemeinschaft bestimmt wird, sondern individuell festgelegt werden kann. Beziehungen kommen demnach weniger aus institutionellem und normativem Verhalten zustande, sondern durch ein Aushandeln bzw. eine Übereinkunft der Beteiligten selbst – die Beziehungsarbeit wird also vielmehr zum Beziehungsmanagement (vgl. Zwingenberger 2003, 56f).

Stabilität von Netzwerken

Anders als andere Kapitalformen braucht die Entstehung von sozialem Kapital vor allem Zeit und Geduld. Dauerhafte und stabile Beziehungen sind für soziales Kapital daher unabdingbar, wobei die Stabilität und Dauerhaftigkeit eines Netzwerkes von verschiedenen Faktoren abhängig ist: Je höher der Bildungsstand und je höher das Einkommen einer Person ist, desto größer sind die Netzwerke, über die diejenige Person verfügen kann. Umgekehrt schränken das Alter und familiäre Verpflichtungen die Größe der Netzwerke ein: Mit dem Alter werden die sozialen Netzwerke kleiner, sind räumlich eingeschränkter und soziale Unterstützung wird weniger verlässlich. Genauso schränken kleine Kinder die soziale Vernetzung von Müttern ein. Neben diesen objektiven Faktoren haben auch emotionale Faktoren einen Einfluss auf die Funktionsfähigkeit von sozialen Netzwerken (vgl. Zwingenberger 2003, 56). Gefühle und Motivationen werden vielfach durch die zugrundeliegende Sozialstruktur beeinflusst, demnach erhält soziales Kapital durch unterschiedliche gesellschaftliche Subsysteme eine variierende Qualität. Das soziale Kapital von Familien hat beispielsweise eine andere Stärke als das soziale Kapital von Vereinen oder Unternehmen (vgl. Schnur 2003, 67).

Geschlossenheit und Offenheit von Sozietäten

Für die Qualität des sozialen Kapitals ist auch die Geschlossenheit einer Sozietät entscheidend, mit positiven wie negativen Auswirkungen. Je geschlossener soziale Systeme sind, desto größer ist das reziproke Vertrauen, desto wirksamer können Normen und kollektive Sanktionen durchgesetzt werden, desto zielgerichteter laufen die Informationsströme, desto intensiver werden die gegenseitigen Tauschbeziehungen und desto wertvoller wird die Gruppe für die einzelne beteiligte Person (vgl. Schnur 2003, 67). Geschlossene Systeme erleichtern die Erreichung kollektiver Ziele und vereinfachen durch die Zugehörigkeit zu diesem System die Identitätsbildung. Wirksame Normen bedeuten jedoch nicht nur eine Inklusion, sondern sind für andere gleichzeitig Normen der Exklusion (vgl. Zwingenberger 2003, 57). Damit geschlossene Systeme nicht in ihren Strukturen erstarren, bedarf es auch einer Offenheit gegenüber Fremden und Fremdem. Denn Innovationen gedeihen umso besser, je offener eine Gemeinschaft andersdenkenden, alternativen und fremden Gruppierungen gegenübersteht (vgl. Gehmacher / Palt 2004, 25).

Spezifischer Aufbau der Sozietät

Die Offenheit und Geschlossenheit einer Sozietät beeinflusst auch den spezifischen Aufbau dieser (also die Verschiedenheit der Mitglieder), der wiederum einen wesentlichen Einfluss auf das soziale Kapital hat. Eine Gated Community beispielsweise ist meist eine sehr geschlossene, homogene Gruppe, die an sich prädestiniert wäre für ein starkes soziales Kapital. Deren Sozialkapital kann allerdings eher als unproduktiv bezeichnet werden, da derartige Gemeinschaften häufig von Misstrauen und Angst vor anderen Gruppierungen bestimmt werden und Gemeinschaftsleistungen weniger von den Community-BewohnerInnen selbst, sondern vielmehr von beauftragten Firmen erledigt werden. Während Gated Communities allerdings in der Regel das fehlende Sozialkapital mit Finanzkapital ausgleichen können, lässt sich umgekehrt folgender Schluss ziehen: Je niedriger das Einkommen einer Gruppe, desto wichtiger wird verfügbares Sozialkapital (vgl. Schnur 2003, 67f). Befinden sich in einer Gruppe hingegen Menschen aus ganz unterschiedlichen Bereichen, so wirkt sich dies positiv auf die Höhe des verfügbaren sozialen Kapitals aus. Die Verschiedenheit der Gruppenmitglieder ist deshalb wichtig, weil dadurch beispielsweise andere Sichtweisen ermöglicht werden oder fremdes Wissen in die Gruppe gelangt (vgl. Deindl 2005, 3). In diesem Sinne kann soziales Kapital auch ein sehr wichtiger Aspekt bei der Integration von ethnischen Gruppen sein.

Größe von Sozietäten

Die Größe von sozialen Systemen spielt ebenso eine bedeutende Rolle für die Bindekraft und die Qualität von Netzwerken. Kleine Sozietäten (Mikro- und Meso-Sozietäten wie etwa Familie und Vereine) sind stärker persönlich gebunden, auch wenn es sich teilweise um lose Bindungen handelt. Mitglieder dieser Gruppen kennen sich untereinander, dennoch müssen damit keine starken Beziehungen einhergehen (wie etwa bei einem Stammtisch). Kleine Sozietäten sind oft Teil einer größeren sozialen Einheit, beispielsweise Ortsgruppen eines Vereins. Makro-Sozietäten wie etwa Nationen oder Religionsgemeinschaften können nicht mehr durch persönlichen Kontakt hergestellt werden. Diese müssen versuchen, ein Einheitsgefühl durch Symbole und Glauben zu gewinnen oder dieses durch Macht und Gesetz zu erzwingen (vgl. Gehmacher 2004, 6).

Soziales Kapital besitzt wie andere Arten von Kapital ebenso die Eigenschaft, dass es produktiv ist. Das bedeutet einerseits, dass damit Ziele erreicht werden können, die ohne dieses Kapital nicht realisierbar wären, andererseits kann es durch positive Leistungen und Gegenleistungen eine eigene Dynamik erreichen, die mit einer Kettenreaktion bzw. einem Multiplikationseffekt vergleichbar ist (vgl. Schnur 2003, 64ff). Sobald soziales Kapital aufgebaut und verfügbar ist, kann es als individuelle oder kollektive Ressource auf drei unterschiedlichen Ebenen wirken, nämlich auf der Mikro-Ebene (Ebene der persönlichen Nahebeziehungen wie Familie und Freundeskreis), auf der Meso-Ebene (Ebene der strukturierten, organisierten Gruppen wie Vereine, Nachbarschaften, Arbeitsgruppen) und auf der Makro-Ebene (Ebene der Symbolgemeinschaften wie Religionsgemeinschaften, Parteien, Nationen). Der größte Nutzen von Sozialkapital wird dann erzielt, wenn auf allen drei Ebenen ein harmonisches Optimum von Sozialkapital erreicht wird (vgl. Gehmacher 2004, 10).

3.5 Operationalisierungen von sozialem Kapital

Soziales Kapital trägt durch die Schaffung von gegenseitigem Vertrauen und der Durchsetzung von wirksamen Normen wesentlich dazu bei, dass eine Gemeinschaft besser funktioniert und sich gesellschaftliche Probleme leichter lösen lassen. Durch diesen breiten Ansatz und nachdem soziales Kapital nicht als konkretes Phänomen, sondern über seine Funktion der Ermöglichung bzw. Erleichterung von bestimmten Handlungen definiert wird (vgl. Jungbauer-Gans 2006, 24), wird auch eine entsprechend vielfältige Anwendung des Sozialkapital-Konzepts ermöglicht. Der nicht vorhandene einheitliche Ansatz erschwert es allerdings, sozia-

les Kapital quantifizierbar zu machen und erklärt damit auch eine große Vielzahl an Operationalisierungen.

3.5.1 Betrachtungsebenen und Indikatoren

Die Operationalisierung von sozialem Kapital hängt stark davon ab, für welche Betrachtungsebene man sich interessiert. Die verschiedenen über die Jahre entstanden Definitionen und Konzepte von Sozialkapital lassen sich grundsätzlich anhand von zwei Analyseebenen unterscheiden: Entweder liegt der Fokus auf den sozialen Verbindungen, die eine Akteurin oder ein Akteur mit anderen unterhält oder er liegt auf der internen Struktur einer Sozietät. Die erste Betrachtungsweise beschäftigt sich mit dem Sozialkapital als individuelle Ressource (Mikro-Ebene), durch die Handlungen einer einzelnen Akteurin oder eines einzelnen Akteurs erleichtert werden. Bei der zweiten Ebene wird Sozialkapital als ein Kollektivgut betrachtet, wodurch es zu einer kollektiven bzw. strukturellen Ressource wird (Makro-Ebene). Die Mikro-Ebene wird hauptsächlich von SoziologInnen vertreten (wie etwa Bourdieu und Coleman), während sich PolitologInnen und ÖkonomInnen (beispielsweise Putnam) eher auf die Makro-Ebene konzentrieren (vgl. Zwingenberger 2003, 63). Beide Wahrnehmungen schließen sich jedoch nicht aus, sondern hängen in der Regel zusammen: Individuen können ihre Kontakte und das in sie gesetzte Vertrauen nützen, um bestimmte Ziele zu erreichen (entspricht damit der individuellen Ressource); die Kosten dieser Anstrengungen (investierte Zeit etc.) sind jedoch in einer Gemeinschaft, in der viele Kontakte existieren und in der Vertrauen mehr oder weniger selbstverständlich ist, durchwegs geringer (Ressource für das Kollektiv). Gabriel et. al. (2002) bezeichnen diese beiden von Anfang an gegebenen Aspekte als den „Doppelcharakter des Sozialkapitals“ (Gabriel et. al. 2002, 25). In diesem Zusammenhang weisen sie auch auf die von Hartmut Esser (2000) vorgeschlagenen Bezeichnungen „Beziehungskapital“ und „Systemkapital“ hin, mit denen Missverständnisse bezüglich der Bedeutung von sozialem Kapital weitgehend vermieden werden können (vgl. Gabriel et. al. 2002, 25).

Damit soziales Kapital als dynamischer Prozess sozialer Strukturierung verstanden werden kann, sollte bei Sozialkapital-Analysen jede Fragestellung auf jeder Ebene untersucht werden (vgl. Jungbauer-Gans 2006, 29). Zur Operationalisierung des sozialen Kapitals werden dabei sehr unterschiedliche Indikatoren benutzt, die sich unterteilen lassen in strukturelle und kulturelle Aspekte. Kombiniert man diese Unterteilung mit den beiden Betrachtungsebenen (Mikro- und Makro-Ebene bzw. Beziehungs- und Systemkapital), so wird nach Gabriel et. al. der

„doppelte Doppelcharakter“ (Gabriel et. al. 2002, 28) von sozialem Kapital klar ersichtlich (vgl. Tabelle 3).

Tabelle 3: Der doppelte Doppelcharakter des Sozialkapitals

	Sozialkapital als individuelle Ressource: Beziehungskapital	Sozialkapital als Kollektivgut: Systemkapital
Strukturelle Ebene	Beziehungen	Verteilung von Netzwerkstrukturen
Kulturelle Ebene	Soziales Vertrauen	Generalisiertes soziales Vertrauen
	Soziale Normen und Werte	Kollektive Geltung sozialer Normen und Werte (Symbole)

Quelle: Gabriel et. al. 2002, 29

Auf individueller Ebene zielen strukturelle Indikatoren auf Handlungen und Leistungen ab, die in der Beziehung von einem Individuum zum anderen getätigt werden. Als Beispiele können dafür genannt werden: Vollständigkeit der Familie (Vorhandensein von einem Elternteil oder beider) sowie die Zahl der Geschwister zur Charakterisierung der Familienstruktur, Mitgliedschaften in Vereinen, ehrenamtliche Tätigkeiten und Wahlverhalten. Kulturelle Aspekte des individuellen Sozialkapitals beziehen sich auf das Vertrauen (Vertrauen in konkrete Mitmenschen, generalisiertes Vertrauen sowie Vertrauen in Institutionen wie Justiz, Kirche, Medien etc.) und auf soziale Wert und Normen, also auf Einstellungen zu ethischen Fragen wie beispielsweise Toleranz, Kriminalitätsfurcht, gegenseitige Hilfeleistungen, Solidarität, Zusammengehörigkeitsgefühle oder Einstellungen zur Demokratie (vgl. Jungbauer-Gans 2006, 25ff sowie Tabelle 4).

Tabelle 4: Indikatoren sozialen Kapitals

Strukturelle Aspekte	Familienstruktur: vollständige Familie, Zahl der Geschwister
	Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden, Freiwilligenarbeit, Wahlverhalten, Besuch von Versammlungen
	Zeitverwendung für ehrenamtliche Tätigkeiten
Kulturelle Aspekte	Vertrauen in konkrete Mitmenschen, generalisiertes Vertrauen, Institutionsvertrauen
	Ethik, Kriminalitätsfurcht
	Reziprozitätsnormen
	Einstellungen zu Demokratie
	Solidarität und Identifikation, Zusammengehörigkeitsgefühl

Quelle: Jungbauer-Gans 2006, 25

Strukturelle und kulturelle Aspekte von Sozialkapital als Kollektivgut sind weniger leicht fassbar und bislang fehlt eine geeignete Operationalisierung von Sozialkapital auf der Makro-Ebene. Die Beschreibung von sozialem Kapital in Kollektiven erfolgt daher in der Regel über eine Aggregation von individuellem Sozialkapital, weshalb für eine entsprechende Analyse die Indikatoren der Individual-Ebene als Anteile und Raten herangezogen werden (vgl. Jungbauer-Gans 2006, 25).

3.5.2 Operationalisierungsansätze

Das Quantifizieren von Sozialkapital kann in vielen Fällen noch als Experimentieren bezeichnet werden. In der internationalen Forschung gibt es bereits einige Beispiele für sozialkapitalorientierte empirische Untersuchungen, jedoch mit sehr heterogenen Zielsetzungen und Herangehensweisen. Es scheint sich dennoch durchzusetzen, dass man den vielfältigen Dimensionen von sozialem Kapital nur dann annähernd gerecht werden kann, wenn die verschiedenen Indikatoren des sozialen Kapitals durch einen Methoden-Mix aus quantitativer und qualitativer Forschung erhoben werden. Eine Kombination von „harten“, objektiven statistischen Maßzahlen wie Mitgliederzahlen, Wahlbeteiligung, Haushaltsformen, Scheidungs- oder Kriminalitätsraten und „weichen“, subjektiven Daten im Rahmen von Umfragen und Testverfahren ermöglicht, sowohl soziale Strukturen als auch Verhaltensweisen, Gefühle und Werte zu erfassen (vgl. Gehmacher 2003, o. S.).

Tabelle 5 bietet in Anlehnung an der von Haug (1997) erstellten Übersicht eine Zusammenchau von bisherigen Ansätzen von Operationalisierungen. Dabei werden die wesentlichen Punkte anhand von vier Themenschwerpunkten mit den jeweiligen Indikatoren stichwortartig dargestellt, jedoch ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu können (vgl. Schnur 2003, 116).

Tabelle 5: Operationalisierungsansätze von sozialem Kapital

Theorieansatz	Indikatoren
Soziales Kapital im Haushalt (Menge an Zuwendung für ein Kind; beeinflusst v. a. durch Coleman)	Zeit, die die Eltern mit dem Kind verbringen
	Anwesenheit und außerhäusliche Erwerbstätigkeit von Elternteilen
	Geschwisterzahl
	Kommunikations- und Interaktionsstrukturen zwischen Eltern und Kind
	Erwartungen und Interesse der Eltern bezüglich Ausbildung/Schule
	Elterliches Verständnis und Vorbildfunktion
	Soziale Kontrolle und Verbote
Generalisiertes Vertrauen (beeinflusst v. a. durch Putnam)	Vertrauen in Institutionen
	Vertrauen in die eigene Familie
	Vertrauen in die Nation
Freiwillige Mitgliedschaft, politisches und soziales Engagement (beeinflusst v. a. durch Putnam)	Mitgliedschaft in Vereinen und Organisationen
	Integration der Kinder in Freizeitaktivitäten oder kirchliche Aktivitäten
	Vielfalt der Mitgliedschaften
Netzwerkansätze (beeinflusst v. a. durch Coleman und Bourdieu)	Geschlossenheit des Beziehungsnetzes (Indikator private/katholische/öffentliche Schule)
	Verheiratetsein
	Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft
	Gespräche mit Nachbarn
	Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gemeinschaft
	Zugehörigkeit zu einem statushohen, integrativen und emotional dichten Familiennetz

Quelle: vgl. Schnur 2003, 116 (eigene Darstellung)

In Österreich hat das Sozialkapital-Konzept bzw. eine systematische Auseinandersetzung mit dem sozialen Kapital so gut wie keine Tradition. Praktische Erfahrungen mit der Operationalisierung von sozialem Kapital sind daher kaum vorhanden, dennoch kann in den letzten Jahren ein vermehrtes Interesse an dieser Thematik festgestellt werden, insbesondere im Zusammenhang mit dem Thema Nachhaltigkeit (vgl. Gehmacher / Palt 2004, 16f). So wird das Konzept des sozialen Kapitals als eine Möglichkeit wahrgenommen, aus der sich eine Strategie für eine neue Nachhaltigkeitskultur ableiten lässt. Dazu sind in den letzten Jahren auch bereits erste Studien und Programme initiiert worden, wie beispielsweise Untersuchungen zum Thema „Sozialkapital und schulische Erziehung zum Umweltschutz“ (vgl. Gehmacher / Kroismayr 2006) oder die Einrichtung des Büros für Zukunftsfragen der Vorarlberger Landes-

regierung, das unter anderem an der Entwicklung von Modellen zur Messung und Steigerung von sozialem Kapital arbeitet¹² (vgl. Hellrigl 2006).

Das Büro für Zukunftsfragen in Vorarlberg ist ein Beispiel dafür, dass sich die Bereiche Sozialkapital, bürgerschaftliches Engagement und nachhaltige Gemeinde- und Regionalentwicklung sinnvoll ergänzen und sich Synergien durch die Bearbeitung innerhalb einer Einrichtung bilden lassen (vgl. vorarlberg.at/zukunft). Eine nachhaltige Entwicklung wird auch mit der Dorferneuerung verfolgt, die mehr oder weniger zur gleichen Zeit wie die Sozialkapitaltheorien entstanden ist. Im folgenden Abschnitt wird diese im Detail dargestellt.

¹² Details dazu und weitere auf den österreichischen Raum bezogene Sozialkapital-Analysen können bei Gehmacher et. al. (2006) nachgelesen werden.

4 Dorferneuerung als Strategie zur Entwicklung des ländlichen Raumes

Der ländliche Raum wird mit Begriffen wie Abwanderung, Einkommens- und Bildungsgefälle, Versorgungsdefizite, Überalterung etc. assoziiert und daher vielfach als Problemraum wahrgenommen. Gleichzeitig kommt dem ländlichen Raum aber auch als Natur- und Kulturräum sowie als Naturreservoir eine wichtige Rolle zu, weshalb die Entwicklung des ländlichen Raumes – zunächst vor allem aufgrund wirtschaftlicher Überlegungen – schon seit Jahrzehnten insbesondere in der Politik einen zentralen Stellenwert einnimmt. Die Stärkung der Wirtschaftskraft ist zwar immer noch zentrales regionalpolitisches Ziel, es geht jedoch mittlerweile nicht mehr nur um eine reine sektorale Entwicklung (wie die Fokussierung auf die Landwirtschaft oder Betriebsansiedlungen), sondern zusätzlich um einen wesentlich breiteren territorialen Ansatz, der das Erkennen und Fördern des endogenen Potenzials einer ganzen Region zum Ziel hat (vgl. Graf / Ortner 2009, 9f). In diesen umfassenden Entwicklungsansatz ist auch die Dorferneuerung eingebettet, die in ihren Zielsetzungen bei den Veränderungsprozessen des ländlichen Raumes im Allgemeinen und des Dorfes im Besonderen ansetzt.

4.1 Dorferneuerung allgemein (Bezug auf Österreich)

Unter dem Begriff „Dorferneuerung“ wird ganz allgemein eine österreich- und europaweit verbreitete Strategie zur Entwicklung des ländlichen Raumes verstanden. Diese Entwicklungsstrategie wird allerdings nicht einheitlich „Dorferneuerung“ genannt, daher gibt es keine allgemeingültige Definition dafür, ebenso variieren die Schwerpunkte bei der Umsetzung. In Österreich fällt die Dorferneuerung in den Aufgabenbereich der Raumordnung und ist in Form von Dorferneuerungsprogrammen im gesamten Bundesgebiet rechtlich verankert. Da jedoch die Raumordnung im Kompetenzbereich der Bundesländer liegt, gibt es allein in Österreich fünf unterschiedliche Begriffsverwendungen und neun eigenständige, durchaus unterschiedliche Programme¹³. Allerdings ist die Kernaussage bei allen gleich: Es geht bei der Dorferneuerung darum, die Lebensverhältnisse im ländlichen Raum bzw. in den Dörfern zu verbessern (vgl. Krenn 2003, 10ff). Im Gegensatz zur Lokalen Agenda 21 operiert die Dorferneuerung nicht auf Gemeinde-Ebene, sondern auf der Ebene darunter, den Katastralgemeinden.

¹³ Die Bundesländer Niederösterreich, Burgenland, Salzburg und Tirol verwenden den Begriff „Dorferneuerung“; Oberösterreich verwendet „Dorfentwicklung“, die Steiermark „Ortserneuerung“, Kärnten „Ortsentwicklung“ und Vorarlberg „Gemeindeentwicklung“ (vgl. Krenn 2003, 12).

Die Dorferneuerung setzt in ihren Zielsetzungen bei den Veränderungsprozessen des ländlichen Raumes an (vgl. Kapitel 2.3.2). Das Dorf hat sich in den letzten Jahrzehnten von einer sowohl örtlich als auch gesellschaftlich relativ abgegrenzten Siedlungs- und Raumeinheit zu einem sich öffnenden und mit der Umgebung verschmelzende Siedlungs- und Raumnetz entwickelt. Andererseits hat das Dorf bzw. die dörfliche Struktur durch den anhaltenden Abzug von Potenzial und insbesondere durch die Gemeindezusammenlegungen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre an Bedeutung verloren. Mit den Gemeindezusammenlegungen, durch die die Leistungsfähigkeit der Gemeinden gestärkt werden sollte, ist auch der Begriff „Dorf“ aus der Amtssprache – und im Wesentlichen auch aus der Alltagssprache – verschwunden. Das frühere „Dorf“¹⁴ wurde auf Verwaltungsebene zur „Katastralgemeinde“ und somit Teil einer (anderen) Gemeinde. Bei den Dorferneuerungsprogrammen blieb jedoch das Wort „Dorf“ erhalten – im Gegensatz zum Begriff „Katastralgemeinde“ werden mit „Dorf“ Assoziationen wie Gemeinschaft, Zusammenhalt, Heimat, Tradition und Sicherheit erzeugt, die für den Dorferneuerungsprozess durchaus als erwünscht und förderungswert erachtet werden (vgl. Graf / Ortner 2009, 27).

Die Zielsetzungen und Umsetzungsstrategien der Dorferneuerung wurden aufgrund der anhaltenden Veränderungs- und Entwicklungsprozesse im Laufe der Zeit immer wieder überarbeitet. Die ersten Dorferneuerungsprogramme in Österreich entstanden Mitte der 1980er Jahre¹⁵, bei denen der Schwerpunkt noch auf der Sanierung und Revitalisierung der historischen, das Ortsbild prägenden Bausubstanz lag, mit einer Rückbesinnung zur regionalen, traditionellen Baukultur (vgl. Graf / Ortner 2009, 27f). Diesen Aufgabenbereich verfolgt die Dorferneuerung in eingeschränktem Maße auch noch heute, dennoch hat sich die Zielsetzung vom baulich-sachlichen Fokus hin zu einem sozial-kulturellen und ökologischen Schwerpunkt verlagert. Diese unterschiedlichen Ausrichtungen werden auch als „äußere Dorferneuerung“ und als „innere Dorferneuerung“ (oder „geistige Dorferneuerung“) bezeichnet. Nach Nowotny versteht man unter äußerer Dorferneuerung „alle Maßnahmen und Konzepte, die sich der Gestaltung der physischen Umwelt des Menschen widmen“ und unter innerer Dorferneuerung „alle Konzepte und Maßnahmen, die sich der Psyche des Menschen und seiner sozialen und kulturellen Umwelt widmen“ (Nowotny 1992, 169).

¹⁴ Statt der Bezeichnung „Dorf“ findet man immer wieder auch die Bezeichnung „Ortschaft“ oder „Ort“. Orte entsprechen meistens einer Katastralgemeinde, allerdings muss nicht jeder Ort eine eigene Katastralgemeinde sein. Dorf, Ortschaft und Ort werden in dieser Arbeit synonym verwendet.

¹⁵ Niederösterreich begann 1984 als erstes Bundesland mit Dorferneuerungsprogrammen in vier Testgemeinden (1985 wurde die Aktion offiziell vorgestellt), gefolgt von Tirol und Steiermark 1985, Salzburg 1986, Oberösterreich 1987, Kärnten 1990 sowie Burgenland und Vorarlberg 1991 (vgl. Krenn 2003, 50).

Entsprechend der von der ÖROK (Österreichische Raumordnungskonferenz) beauftragten Publikation „Dorferneuerung in Österreich“ (1988) können vier grundsätzliche Ziele der Dorferneuerung unterschieden werden (vgl. ÖROK 1988, 149):

Siedlungsstrukturelle Ziele

Die Maßnahmen dieses Zielbereiches beziehen sich auf die Funktionen und das äußere Erscheinungsbild des Dorfes. Dabei geht es um die Verbesserung der baulichen und infrastrukturellen Ausstattung sowie um Aspekte der Raumordnung. Initiativen dafür sind beispielsweise Dorfplatzgestaltungen, Modernisierung der örtlichen Infrastruktur oder wohnbau- und bodenpolitische Maßnahmen zur Eindämmung der Abwanderung.

Ökonomische Ziele

Zur Verfolgung von ökonomischen Zielen werden Maßnahmen getroffen, die die lokale Wirtschaft sichern und stärken sollen. Dazu zählen zum Beispiel Beschäftigungsmaßnahmen für die einheimische Bevölkerung, Steigerung der lokalen Wertschöpfung und Sicherung der Nahversorgung.

Sozio-kulturelle und ideelle Ziele

Die sozio-kulturellen Ziele entsprechen der inneren Dorferneuerung, deren Maßnahmen im Wesentlichen auf eine Stärkung der Dorfgemeinschaft und des dörflichen Zusammenlebens abzielen. Damit sind Aktionen gemeint, die den Gemeinschaftssinn fördern (wie etwa die Wiederbelebung von traditionellen Festen oder kulturellen Eigenarten) sowie die Identität und das Selbstbewusstsein der DorfbewohnerInnen stärken.

Ökologische Ziele

Maßnahmen zur Verfolgung von ökologischen Zielen dienen der Umweltvorsorge und der Reduzierung von Umweltbelastungen, der Landschafts- und Grünraumplanung, der Landschaftspflege sowie energiesparender und naturnaher Lösungsansätze. Praktische Umsetzungsbeispiele sind unter anderem Renaturierungen von Fließgewässern, Wiedereinsetzen von Obstbaumgürtel und Mobilitätskonzepte.

Das moderne Verständnis der Dorferneuerung ist eine ganzheitliche Herangehensweise, die alle vier Zielbereiche aufgreift und in der die BürgerInnenbeteiligung einen zentralen Bestandteil bildet. Dorferneuerung kann daher „als ganzheitliches bottom-up Konzept verstan-

den [werden], in dem Bewohnerinnen und Bewohner, Siedlung, Landschaft und Umgebung unter Berücksichtigung ökonomischer-, ökologischer- und soziokultureller Komponenten in die Projekte und Planungen miteinbezogen werden sollen“ (Graf / Ortner 2009, 28). Mit der Integration der DorfbewohnerInnen in den Entwicklungsprozess soll die Beziehung zwischen den Menschen und ihrem unmittelbaren Umfeld und damit auch die Verantwortung dafür gestärkt werden. Damit die BewohnerInnen auch bereit sind zur Mitarbeit und Mitgestaltung, ist die Nutzung des endogenen Potenzials, die Fähigkeit zur Innovation, die Formulierung konkreter, realistischer und praktikabler Zielvorstellungen sowie letztendlich das dauerhafte Funktionieren des Dorfgefüges von zentraler Bedeutung (vgl. Graf / Ortner 2009, 30).

4.2 Dorferneuerung in Niederösterreich

4.2.1 Entstehung

Niederösterreich war in Österreich das erste Bundesland, das die Dorferneuerung mit ihren Dorferneuerungsrichtlinien im Jahr 1985 institutionalisierte. Bereits ein Jahr zuvor wurden in vier Testgemeinden (Gemeinde Schrattenthal mit den Orten Schrattenthal, Obermarkersdorf und Waitzendorf im Weinviertel; Gemeinde Hernstein mit dem Ort Kleinfeld im Industrieviertel; Gemeinde Dunkelsteinerwald mit Gerolding im Mostviertel und Gemeinde Traunstein mit Spielberg im Waldviertel) Dorferneuerungsvorhaben begonnen, um Erfahrungen für die Durchführung zu sammeln und die geplante Aktion zu propagieren (vgl. ÖROK 1988, 64).

Als Vorbild für die niederösterreichische Dorferneuerung gilt die bayrische Dorferneuerung, die als Antwort auf die zunehmende Kritik an den Flurbereinigungsmaßnahmen der letzten Jahrzehnte mit einem eigenständigen Landesprogramm für Dorferneuerung im Jahr 1981 offiziell begann (vgl. Hutter 2003, 38ff). Auch in Niederösterreich ist die Dorferneuerung in engem Zusammenhang mit den – insbesondere zwangsverordneten – Gemeindezusammenlegungen¹⁶ zu sehen, die in vielen Gemeinden großen Unmut hervorriefen. Als erste Antwort darauf wurde von der Baudirektion-Ortsbildstelle die Aktion „Niederösterreich schön erhalten, schöner gestalten“, ein Programm zur Verschönerung und Renovierung historischer Bausubstanz, im Jahr 1981 ins Leben gerufen. Diese Initiative lieferte die Grundlagen für die kurz

¹⁶ Das Bundesland Niederösterreich war traditionell in zahlreiche Klein- und Kleinstgemeinden strukturiert. Das Ausmaß der Gemeindezusammenlegungen in Österreich war daher in Niederösterreich zahlenmäßig am größten: Von 1.652 Gemeinden zu Beginn des Jahres 1961 blieben nach der Gebietsreform im Jahr 1973 noch 573 Gemeinden übrig (vgl. Hutter 2003, 27).

darauf gestartete Dorferneuerungsaktion (vgl. Hutter 2003, 34). Anders als beim bayrischen Vorbild wurde die Dorferneuerung in Niederösterreich jedoch nicht dem Landwirtschaftsministerium zugeordnet, sondern fiel in Ergänzung zur Ortsbildpflegeaktion in den Zuständigkeitsbereich der Raumordnungsabteilung. Raumordnungsreferent damals war der heutige Landeshauptmann Erwin Pröll, dessen Person seitdem im Grunde untrennbar mit der niederösterreichischen Dorferneuerung verbunden ist (vgl. Hutter 2003, 57ff).

4.2.2 Grundsätze und Ziele

Die Dorferneuerungsrichtlinien („Richtlinien für die Erhaltung, Erneuerung und Entwicklung von Orten im ländlichen Raum“), die am 12. Februar 1985 beschlossen und zuletzt von den Richtlinien vom 30. Juni 1998 abgelöst wurden, weisen die Dorferneuerung als raumordnungspolitische Maßnahme des Landes Niederösterreich aus und definieren diese folgendermaßen: „Als Dorferneuerung gelten besondere Maßnahmen, die in Abstimmung mit dem örtlichen Raumordnungsprogramm auf die Verbesserung der räumlich-strukturellen Lebensbedingungen im Bereich der Gesellschaft, der Kultur, der Ökologie und der Wirtschaft in den Dörfern ausgerichtet sind.“ (Dorferneuerungsrichtlinien 1998, Pkt. 1). Die „Erhaltung, Erneuerung und Entwicklung von Orten im ländlichen Raum“ – als die die Dorferneuerung umschrieben wird – wird in diesem Sinne also als ganzheitliche Aufgabe wahrgenommen und ist als solches nicht als ein Ziel zu verstehen, sondern als das Maßnahmenpaket, mit dem entsprechend der Dorferneuerungsrichtlinien folgende sechs Ziele verwirklicht werden sollen:

- a) „Die Dörfer und der ländliche Raum sollen in ihrer besonderen Eigenart erhalten und im Hinblick auf die Lebensqualität der dort lebenden Menschen entwickelt werden.
- b) Regionale Wirtschaftskreisläufe sollen durch eine erhöhte Wertschöpfung in der Region und in den Dörfern gestärkt werden.
- c) Die Beschäftigungssituation der Wohnbevölkerung in der Region soll verbessert werden.
- d) Bei der Befriedigung der sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Ansprüche soll eine hohe regionale Eigenständigkeit erreicht werden.
- e) Die Bereitschaft zur Einbringung von Eigenleistungen unter Ausschöpfung aller örtlichen und regionalen Gegebenheiten soll erhöht werden.
- f) Durch die Entwicklung von Eigenverantwortung und der Fähigkeit zur Selbsthilfe soll eine weitgehende Selbständigkeit der Dörfer und Regionen und ein entsprechendes Orts- und Regionsbewußtsein entstehen.“ (Dorferneuerungsrichtlinien 1998, Pkt. 1.1)

Diese sehr allgemein gehaltenen Ziele eröffnen einen breiten Spielraum für konkrete Umsetzungsmaßnahmen, was durchaus im Sinne der Dorferneuerung ist: Im Mittelpunkt steht das einzelne Dorf und damit die konkrete Lebenswelt der jeweiligen Dorfbewölkerung. Diese sollen durch den Dorferneuerungsprozess angeregt werden, sich aktiv am Entwicklungsprozess zu beteiligen, ihre jeweiligen Probleme und Wünsche direkt anzusprechen und im besten Fall selbst zur Lösung bzw. Verwirklichung beizutragen. Die Dorferneuerung zielt demnach nicht auf Einheitslösungen ab, sondern unterstützt kreative Lösungsansätze unter dem Aspekt betrachtet, dass dadurch die endogenen Potenziale entdeckt, genutzt und gestärkt werden.

4.2.3 Gegenstand

Der ländliche Raum

Die Hervorhebung der Land- und Forstwirtschaft im ländlichen Raum als wichtiger Wirtschaftsbereich ist heute zwar an sich veraltet, in den niederösterreichischen Dorferneuerungsrichtlinien wird dennoch auf das Konstanzer Leitbild der Europäischen Arbeitsgemeinschaft für Landentwicklung und Dorferneuerung aus dem Jahr 1996 Bezug genommen, nach dem „das wesentliche Merkmal des ländlichen Raumes [...] nach wie vor eine vielfältig strukturierte Land- und Forstwirtschaft [ist] – als wichtiger Träger der regionalen Beschäftigung und Wertschöpfung, als Nahrungsmittellieferant, als Gestalter der Kulturlandschaft und als Quelle der Dorf- und Regionalkultur“ (Dorferneuerungsrichtlinien 1998, Pkt. 1.3).

Die niederösterreichische Landesregierung wählt zur Bestimmung des ländlichen Raumes das in der Raumplanung übliche Instrument der Negativabgrenzung, mit der – nach dem Residualprinzip – zunächst jener Raum erfasst wird, der nicht Zielkategorie ist und erst dann wird der Komplementärraum von diesem erhoben (vgl. Graf / Ortner 2009, 12). Die Definition des ländlichen Raumes in den Dorferneuerungsrichtlinien lautet demnach folgendermaßen: „Als ländlicher Raum sind alle Gebiete außerhalb der Ballungsräume zu verstehen. Als Kriterien für eine Abgrenzung sind besonders eine geringere Bevölkerungs- und Bebauungsdichte, eine vorwiegend land- und forstwirtschaftliche Flächennutzung und eine ländliche Struktur der Siedlungen heranzuziehen.“ (Dorferneuerungsrichtlinien 1998, Pkt. 1.3).

Darüber hinaus hat in den niederösterreichischen Dorferneuerungsrichtlinien auch der Begriff der „Kleinregion“ eine Bedeutung, der sich an § 1 des niederösterreichischen Raumordnungs-

gesetzes und an den Richtlinien für die Förderung kleinregionaler Entwicklungskonzepte orientiert. Als Kleinregion gelten in der Dorferneuerung jene zusammenhängende Gebiete, „die durch eine funktionelle Zusammengehörigkeit und ähnlichgeartete Ziele und Interessen gekennzeichnet sind und unter Bedachtnahme auf die Einzugsbereiche zentraler Orte, auf die landschaftliche, soziale, kulturelle und wirtschaftliche Einheit und auf ein vorhandenes regionales Bewußtsein im Einvernehmen mit den betroffenen Gemeinden und deren Bewohnern abgegrenzt werden können“ (Dorferneuerungsrichtlinien 1998, Pkt. 1.3).

Das Dorf

In den Dorferneuerungsrichtlinien wird das Dorf verstanden als eine Einheit von Dorfgemeinschaft, Ortschaft und Landschaft, wobei die Dorfgemeinschaft als Summe von Einzelpersonen, Familien, Gruppen, Vereinen und Gesellschaft betrachtet wird. Als Kriterien für die Bestimmung eines Dorferneuerungsortes werden „die Siedlungseinheit, die soziale, kulturelle und wirtschaftliche Einheit, die historische Einheit (ehemals selbständige Gemeinde), die Katastralgemeinde, die überschaubare Einheit und die Einheit im Bewußtsein der Bewohner“ (Dorferneuerungsrichtlinien 1998, Pkt. 1.2) herangezogen. Mit dem Kriterium der Überschaubarkeit soll die Abgrenzung zur städtischen Siedlung erleichtert werden.

4.2.4 Umsetzung

Im Dorferneuerungsprozess sind verschiedene Organe mit unterschiedlichen Aufgaben beteiligt (vgl. Dorferneuerungsrichtlinien 1998, Pkt. 2):

- *Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung*: ist unter anderem zuständig für die Vollziehung der Dorferneuerungsrichtlinien und für die Förderung von Dorferneuerungsmaßnahmen;
- *Dorferneuerungsvereine*: vertreten die Gesamtheit der OrtsbewohnerInnen bei den einzelnen Verfahrensschritten im Zusammenwirken mit den DorferneuerungsbetreuerInnen und den Gemeindeorganen;
- *Gemeinden und ihre Organe*: wirken im Rahmen ihres Aufgabenbereiches am laufenden Dorferneuerungsprozess mit;
- *NÖ Dorf- und Stadterneuerung – Verband für Gemeinde-, Regional- und Landesentwicklung*: ist die anerkannte Interessensvertretung der Dorferneuerungsvereine und -gemeinden; der Verband sorgt unter anderem für die Bereitstellung von BetreuerInnen für

die Dorferneuerungsorte (diese begleiten den jeweiligen Ort während der gesamten Dauer des Dorferneuerungsverfahrens) sowie für die Einrichtung und den Betrieb von regionalen Büros in den einzelnen Landesvierteln (sogenannte Viertelsbüros);

- *Forum*: hat eine beratende und koordinierende Funktion und setzt sich aus VertreterInnen der Geschäftsstelle und der Interessensvertretung zusammen; das Forum setzt sich sowohl mit inhaltlichen als auch mit organisatorischen Fragen der Dorferneuerung auseinander und entscheidet über die Aufnahme von Orten in die Dorferneuerung;
- *Viertelstage*: setzen sich aus den im entsprechenden Landesviertel tätigen MitarbeiterInnen zusammen und begleiten die laufenden Dorferneuerungsvorhaben im jeweiligen Landesviertel.

Der Verfahrensablauf zur Umsetzung der Dorferneuerungsrichtlinien hat sich im Laufe der Zeit mehrfach geändert und weiterentwickelt. Zu Beginn wurden einzelne Dörfer ohne spezielle Verfahrensschritte in die Dorferneuerung aufgenommen. Eine Aufnahme in die Dorferneuerung bedeutet, dass Dörfer damit aktive Betreuung im Dorferneuerungsprozess erhalten und Förderungen für einzelne Projekte aus dem Dorferneuerungsbudget beantragen können. Seit 1994 ist für die Aufnahme in die Dorferneuerungsaktion ein Dorf-Leitbild erforderlich, das im Rahmen von moderierten Dorfgesprächen mit Unterstützung der Betreuerin bzw. des Betreuers von der Dorfbevölkerung (in der Regel vertreten durch eine Arbeitsgruppe, die sich später zu einem Dorferneuerungsverein konstituieren muss) erstellt wird. Das Leitbild soll insbesondere die Bereiche Kultur und Soziales, Umwelt und Energie, Raumordnung und Bebauung, regionale Wirtschaft sowie überörtliche Aspekte des Ortes berücksichtigen und ist als dorfbezogenes Maßnahmenprogramm zu verstehen. Erst mit Beschluss des Leitbildes (durch die Zustimmung des jeweiligen Gemeinderates) kann die Aufnahme in die Dorferneuerung erfolgen (vgl. dorf-stadterneuerung.at).

Im Jahr 1999 wurde ein Phasenmodell eingeführt, das mit 1. Jänner 2008 wieder beendet wurde. Das Phasenmodell umfasste vier Phasen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen: Die erste Phase umfasste die Leitbilderstellung und war auf ein Jahr begrenzt. Phase zwei stand ganz im Zeichen der Projektumsetzung (also der Verwirklichung des Leitbildes) war auf vier Jahre begrenzt und wurde intensiv durch den Landesverband betreut. Phase drei war ebenfalls der Projektumsetzung gewidmet, allerdings konnten in dieser Phase nur für Projekte der geistigen Dorferneuerung Fördergelder beantragt werden. Diese Phase war zeitlich unbegrenzt, wurde aber auch weniger intensiv betreut. Nach mindestens vier Jahren hatte das ent-

sprechende Dorf die Möglichkeit, erneut in Phase zwei einzutreten oder aber in Phase vier überzugehen. In der vierten Phase blieb das Dorf zwar Mitglied im Dorferneuerungsverband und hatte dadurch Anspruch auf Basisdienste (wie etwa Einbindung in die Öffentlichkeitsarbeit, Vermittlung von Kontakten etc.), es erfolgte jedoch keine weitere aktive Betreuung mehr (vgl. Krenn 2003, 41f).

Auch nach dem Auslaufen des Phasenmodells können Dörfer weiterhin in die Dorferneuerungsaktion (wieder-)aufgenommen werden, wobei der Förderzeitraum in der Regel vier Jahre beträgt. Nach diesen vier betreuten Jahren („Aktivphase“) können Orte erst wieder nach Ablauf von mindestens vier weiteren Jahren („Passivphase“) und nach Vorlage eines überarbeiteten Leitbildes in die nächste Aktivphase eintreten. Außerhalb der Aktivphase können die Dorferneuerungsorte (also die Mitglieder des Dorferneuerungs-Landesverbandes) an themenbezogenen Aktionen der Dorferneuerung teilnehmen (siehe „Netzwerke“ im folgenden Absatz) und haben aufgrund ihrer Mitgliedschaft bei der anerkannten Interessensvertretung Anspruch auf Information und Beratung.

Der Abfolge von Aktiv- und Passivphase liegt ein Gedankenmodell zugrunde, dass eine treppenartig ansteigende Entwicklungslinie verfolgt: Nach dem Ende der Aktivphase bleiben die Dorferneuerungsorte – wenn auch mit etwas reduzierterem Ausmaß – nicht untätig und steigen daher nach einer Passivphase auf einem höheren Entwicklungsstand in eine erneute Aktivphase ein, als dies zuvor der Fall war.

Die Dorferneuerung in Niederösterreich umfasst neben der „klassischen Dorferneuerung“ (Dorferneuerung im engeren Sinn entsprechend der Dorferneuerungsrichtlinien) auch weitere Aktionen (vgl. Amt der NÖ Landesregierung 2007, o. S.; dorf-stadterneuerung.at):

Themendörfer

Mit sogenannten Themendörfern wurde im Rahmen der Dorferneuerung im Jahr 2000 eine Initiative gestartet (und im Jahr 2003 implementiert), bei der die Konzentration auf den eigenen regionalen und lokalen Stärken liegt. Ziel der Themendörfer ist es, Alleinstellungsmerkmale nicht nur für die eigene Bevölkerung, sondern auch nach außen sichtbar zu machen und damit Interesse bei anderen Bevölkerungsteilen zu wecken. Die Auswahl der Themendörfer wechselt jährlich, wobei pro Landesviertel jeweils nur zwei Dörfer in die Aktion aufgenommen werden. Die Schwerpunktsetzung auf Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit (beispielsweise als „Archäologiedorf“, „Bücherdorf“ etc.) unterstützt die Entwicklung neuer und

vielfältiger Initiativen durch die Bevölkerung und trägt zu einer starken Identifikation mit den Anliegen der Dorferneuerung bei (vgl. Krenn 2003, 43).

Ideenwettbewerb

Im Rahmen eines jährlich stattfindenden Wettbewerbs werden seit 2003 Ideen ausgezeichnet, die im Sinne der Dorferneuerung von besonderer Qualität sind. Der Ort, auf den sich die Idee bezieht, muss nicht Mitglied der Dorferneuerungsaktion sein, es ist jedoch keine Doppelförderung möglich.

Gemeinde21

Die Lokale Agenda 21 wird in Niederösterreich mit dem Programm Gemeinde21 (G21) umgesetzt. Dieser Entwicklungsprozess auf Gemeindeebene startete im Jahr 2004 mit vier Pilotgemeinden (Asparn an der Zaya im Weinviertel, Prellenkirchen im Industrieviertel, St. Peter in der Au im Mostviertel und Yspertal im Weinviertel). Als Teil der Dorferneuerung können dabei Konzepte und Projekte einer nachhaltigen und ganzheitlichen Gemeindeentwicklung entsprechend den Bestimmungen nach dem G21-Handbuch gefördert werden.

Netzwerke

Seit 2008 gibt es zwei landesweite Netzwerke mit den Themen Klimaschutz und Generationen sowie vier jeweils auf das Landesviertel bezogene Netzwerke mit den Themen Integration (Industrieviertel), Identität (Weinviertel), jugend.aktiv (Waldviertel) und Mensch&Raum (Mostviertel). Der Schwerpunkt bei den Netzwerken liegt auf den Austausch von Erfahrungen.

Mit der Implementierung des Gemeinde21-Programmes ist die Dorferneuerung nun als ein Drei-Säulen-Modell aufgestellt: Die Gemeinden haben dadurch die Möglichkeit, an der Dorferneuerungsaktion auf der Ebene der Katastralgemeinden teilzunehmen (klassische Dorferneuerung als erste Säule), auf Gemeindeebene (Gemeinde21 als zweite Säule) oder sie beteiligen sich im Rahmen des Ideenwettbewerbs (dritte Säule). Der ganzheitliche Anspruch wird auch mit dem Drei-Säulen-Modell weiterhin verfolgt und orientiert sich an den Leitthemen Soziales, Bildung/Kultur, Wirtschaft, Siedeln/Bauen/Wohnen und Verkehr/Mobilität, wobei den sozialen Aufgaben ein zunehmender Stellenwert zukommt (vgl. dorf-stadterneuerung.at). Im Mittelpunkt der 2009 offiziell gestarteten „sozialen Dorferneuerung“ stehen das soziale Engagement und die Stärkung des Zusammenhalts von Gemeinschaften. Diesem Anspruch

will man in vielfältiger Form gerecht werden – dementsprechende Aufgabenfelder sind daher unter anderem die Versorgung von SeniorInnen, die Unterstützung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen, die Gestaltung von Lebensraum für die junge Generation oder die Integration von ZuzüglerInnen und MigrantInnen (vgl. dorfwiki.org).

5 Dorfgemeinschaftshäuser in Niederösterreich

Im Rahmen der Dorferneuerungsaktion haben Orte die Möglichkeit, sich Maßnahmen zur Erhaltung und Erneuerung ihres lokalen Umfeldes finanziell unterstützen zu lassen. Der Dorferneuerung liegt die Annahme zugrunde, dass die DorfbewohnerInnen die ExpertInnen im Dorf sind und daher im Grunde auch all jene Maßnahmen und Projekte unterstützenswert sind, die sich die DorfbewohnerInnen wünschen bzw. für sinnvoll erachten. In der Praxis bedeutet dies einerseits eine Reihe von immer gleichen Projekten (wie beispielsweise Ortsraumgestaltung, Kinderspielplatz, Dorfgemeinschaftshaus), andererseits aber auch die Umsetzung von ganz unterschiedlichen Projekten wie die Schaffung eines Bauernladens, die Gestaltung einer Orts-DVD oder die Errichtung eines speziellen Themenweges.

Die Dorferneuerungsaktion ist dabei vor allem als Hilfe zur Selbsthilfe zu verstehen, denn das Fördervolumen der Dorferneuerung ist im Vergleich zu anderen Förderprogrammen sehr bescheiden. Die Geldmittel aus der Dorferneuerungsaktion sind demnach primär als Anreizfinanzierung zu verstehen, die gekoppelt ist an die Erbringung von Eigenleistungen durch die Gemeinden und insbesondere durch die Dörfer. Die Bereitschaft der DorfbewohnerInnen zur aktiven Beteiligung am Entwicklungsprozess und zur Erbringung von unentgeltlichen Leistungen ist daher als wesentlicher und unverzichtbarer Bestandteil für eine erfolgreiche Realisierung von Dorferneuerungsprojekten zu sehen.

5.1 Vorbemerkungen zur Analyse

Zur Methode

Die Analyse wurde im Sinne der Grounded Theory nach Glaser und Strauss (1998) durchgeführt (im deutschen Sprachraum wird diese meist mit „gegenstandsbezogener Theoriebildung“ übersetzt), deren zentraler Aspekt die Generierung von Theorie auf Grundlage von Daten ist und deren Prinzipien auf einen permanenten Rückkoppelungsprozess von Empirie und Theorie aufbauen. Das bedeutet, dass sich im Verlauf der Untersuchung die Fragestellungen als auch die Methoden immer wieder angepasst und weiterentwickelt haben. Zur Grounded Theory gehört als zentrales Element des Arbeitsprozesses das Kodieren: Dabei wird das Daten- und Textmaterial durchgearbeitet und bestimmten Codes zugewiesen und auf diese Weise analysiert. Weitere Merkmale des Konzepts der Grounded Theory sind Memos und eine

integrative Auswertung. Das Arbeiten mit Memos bedeutet, dass neue Ideen und Aspekte, die der Forscherin bzw. dem Forscher während des Untersuchungsprozesses einfallen, festgehalten werden. Dieses Verfassen von Notizen schafft Distanz zu den Daten und ermöglicht, neue Sichtweisen und Aspekte in die Arbeit einfließen lassen zu können. Die integrative Auswertung zeichnet sich dadurch aus, dass in einem zirkulären Arbeitsprozess (Zwischen-) Ergebnisse laufend in den Forschungsprozess eingearbeitet werden und in der endgültigen Fassung zur Grounded Theory führen (vgl. Hauer 2005, 15f).

Zur Auswertung und Interpretation sei angemerkt, dass die persönlichen Erfahrungen der Verfasserin aus dem (unter anderem auch aktiven Vereins-)Leben in einer oberösterreichischen Kleingemeinde nicht ganz außer Acht gelassen wurden und mitunter eingeflossen sind.

Zu den Projektdaten

Eine Projektrückschau als Ziel der Arbeit würde grundsätzlich eine quantitative Analyse nahelegen. Schon zu Beginn der Untersuchung stellte sich allerdings heraus, dass die Projektdaten zwar grundsätzlich auch quantitative Daten sind bzw. als solche umgewandelt werden können, eine Vergleichbarkeit in der vorliegenden Form aber dennoch kaum gegeben ist. Das liegt daran, dass die Dorferneuerungsaktion kein starres Förderprogramm ist, sondern durchaus Spielraum zulässt, um je nach Rahmenbedingungen und Gesamtsituation eines Dorfes angemessen reagieren zu können. Das bedeutet in der Praxis, dass es sehr wohl sein kann, dass in Ort A ein Dorfgemeinschaftshaus gefördert wird, in Ort B allerdings nicht. (Der Grund dafür könnte beispielsweise sein, dass Ort A ein sehr aktives Vereinsleben hat und schon lange kein Dorfwirtshaus mehr besitzt und in Ort B zwei Gasthäuser bestehen, die auch für Vereinstätigkeiten gut nutzbar sind.) Die Dorferneuerung hat also keinen fixen Kriterienkatalog, der – wenn er entsprechend erfüllt wird – automatisch zu einer Unterstützungsleistung führt. Demnach kann die Dorferneuerungsaktion in dem Sinne verstanden werden, dass all jene Projekte auch Unterstützung finden, die für die Dorfgemeinschaft tatsächlich als sinnvoll erachtet werden, auf der anderen Seite aber auch Projektförderungen verweigert werden, wenn eine Maßnahme keinen Mehrwert für das Dorf bringt. (Was allerdings nicht heißt, dass eine derartige Maßnahme im Rahmen der Dorferneuerung nicht aktiv betreut wird, es handelt sich dabei lediglich um die finanzielle Unterstützung.)

Die Analyse beruht auf eine textbasierte Auswertung bzw. Interpretation der vorhandenen Projektdaten, die in kodierter Form analysiert wurden. Als Hauptquelle dienten dazu die Pro-

jektakten der Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung, die Förderanträge und Abrechnungsunterlagen, Projektbeschreibungen, Stellungnahmen durch die entsprechende Betreuerin bzw. den entsprechenden Betreuer und allfällige weitere für das jeweilige Projekt relevante Unterlagen wie Gemeinderatsbeschlüsse, Nutzungskonzepte, Baubescheide, Mietverträge, Baupläne etc. beinhalten. Diese Unterlagen wurden ergänzt mit Informationen der Website des Dorferneuerungsverbandes (inklusive deren Projektdatenbank), den Gemeinde-Homepages (unter anderem Gemeindenachrichten) und – soweit vorhanden – mit Homepages der Ortschaften und Vereine. Nicht zu jedem Projekt konnten für alle Aspekte exakte Angaben gefunden werden (beispielsweise eine genaue Angabe zur Verwaltung der Dorfgemeinschaftshäuser). Da bei der vorliegenden Untersuchung jedoch der qualitative Aspekt im Vordergrund stand, hatten manche Ungenauigkeiten keine Relevanz für das endgültige Untersuchungsergebnis.

Zur Auswahl des Untersuchungsgegenstandes

Wie bereits an anderer Stelle angedeutet, ist das Ziel dieser Arbeit keine Projekttrückschau im Sinne einer umfassenden quantitativen Analyse aller bisher durchgeführten Dorferneuerungsprojekte, sondern eine großteils qualitativ angelegte Untersuchung einer Teilmenge davon. Die Auswahl der Teilmenge erfolgte nicht über einen räumlichen Zugang (anhand einer bestimmten Region oder konkreter Dörfer), sondern über einen sektoralen Zugang (anhand einer bestimmten Projektart). Dorfgemeinschaftshäuser stellen eine derartige Projektart dar, die in zahlreichen niederösterreichischen Dorferneuerungsorten zu finden ist. Eine Realisierung im Rahmen der Dorferneuerung ist deshalb naheliegend, weil es in vielen Dörfern keine geeigneten Räume mehr gibt, wo sich Vereine oder andere soziale Gruppierungen treffen können. Versorgungsdefizite in vielen ländlichen Gemeinden betreffen nicht nur das allseits beklagte „Greißlersterben“, sondern auch das „Wirtshaussterben“, das dazu führte, dass viele kleine Ortschaften über keine öffentlich zugänglichen Kommunikationsorte mehr verfügen¹⁷.

¹⁷ Anfang der 1990er Jahren haben in Niederösterreich mit einer Förderaktion für Kaufleute und mit der sogenannten „Wirtshausaktion“ Bemühungen des Landes Niederösterreich eingesetzt, um Dorfwirtshäuser und Nahversorgungseinrichtungen zu erhalten und ihren InhaberInnen akzeptable Zukunftschancen eröffnen zu können. Diese Hilfsprogramme setzten neben einer Problemanalyse bei der Beratung und Unterstützung im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit an und waren um einen Abbau von bürokratischen Hürden sowie gezielten finanziellen Förderungen und Investitionshilfen bemüht. Dazu wurden auch von der Wirtschaftskammer Niederösterreich, von verschiedenen Gemeinden, Dorferneuerungsvereinen und anderen dörflichen Institutionen vielfältige Initiativen in diesem Bereich gestartet (vgl. Pröll 1994, 6f). Es liegen keine Veröffentlichungen vor, in wie weit diese Bemühungen in Summe tatsächlich Schließungen verhindern konnten.

Zum Begriff „Dorfgemeinschaftshäuser“

Eine Definition für Dorfgemeinschaftshäuser – was damit gemeint ist, wie ein solches aussieht und was es beinhalten muss – gibt es nicht. Der Begriff wird in dieser Arbeit als Sammelbegriff verwendet für all jene Orte, an denen verschiedene soziale Gruppierungen zu ganz unterschiedlichen Anlässen zusammen kommen können und diesen für vielfältige gemeinschaftliche Zwecke nutzen können. Die Ausführung und Ausstattung eines Dorfgemeinschaftshauses ist dabei für die Bezeichnung als solches zweitrangig – eine multifunktionale Halle kann demnach grundsätzlich genauso gemeint sein wie ein Pfarrsaal. Für diese Umschreibung wären durchaus auch andere Begriffe wie beispielsweise „Dorfhaus“ oder „Gemeinschaftshaus“ möglich gewesen, der Verfasserin erschien der Begriff „Dorfgemeinschaftshaus“ allerdings am stimmigsten.

Zur Auswahl der Dorfgemeinschaftshäuser

In vielen Dorferneuerungsorten ist ein Dorfgemeinschaftshaus eines der ersten Projekte, das die Dorfbevölkerung angehen will. Die vorliegende Studie bezieht all jene Dorfgemeinschaftshäuser ein, für die im Zeitraum von 2003 bis 2007 in irgendeiner Form ein Projekt bei der Landesgeschäftsstelle der niederösterreichischen Dorferneuerung eine Förderung beantragt wurde¹⁸. Um als eigenes Projekt zu gelten, muss es sich dabei keineswegs um die Errichtung eines neuen Dorfgemeinschaftshauses handeln, sondern es kann dabei genauso um Projekte gehen, in denen bereits bestehende Dorfgemeinschaftshäuser umgebaut, saniert oder Einrichtungs- bzw. Ausstattungsgegenstände angeschafft wurden. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich über eine Dorferneuerungs-Aktivphase (beispielsweise Mitte 2003 bis Mitte 2007) und inkludiert die Zeit danach für allfällige Verzögerungen in der Umsetzung bzw. Abrechnung. 2007 als Ende des Betrachtungszeitraumes erlaubt, die Wirkung und Nutzung des fertig umgesetzten Projektes einfließen lassen zu können.

Spricht man von „den Dorfgemeinschaftshäusern“, so ist damit keineswegs klar, welche Projekte dieser Kategorie auch tatsächlich zugeordnet werden können. Ein Vereinslokal oder

¹⁸ Ziel der Dorferneuerung ist es, die DorfbewohnerInnen zur aktiven Beteiligung am gemeinschaftlichen Dorfleben zu motivieren. Es ist daher auch nicht automatisch der Fall, dass es sich bei allen Projekten, die im Rahmen der Dorferneuerung umgesetzt werden, um geförderte Maßnahmen handelt. Im Gegenteil, viele Aktivitäten im Dorf geschehen, ohne dass die Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung davon in Kenntnis gesetzt wird. Alle Projekte, die in dieser Arbeit zur Analyse herangezogen werden, sind geförderte Projekte.

Clubhaus könnte dem Namen nach auch ein Treffpunkt für einen speziellen Verein sein und weniger eine Einrichtung für die gesamte Dorfbevölkerung.

Zur Annäherung an die konkrete Auswahl der Dorfgemeinschaftshäuser wurde ausgehend von einem von der Landesgeschäftsstelle vorgenommenen Typisierungsversuch aller geförderten Dorferneuerungsprojekte – die Typisierung erfolgte anhand der im Förderantrag angegebenen Projekttitel – alle dem Projekttyp „Kommunikation“ zugeordneten Projekte herangezogen. In diese Kategorie fielen all jene Projekte, die sich mit Clubhäusern, Dorfhäusern, Dorfzentren, Festsälen, Gemeinschaftsräumen, Gasthäusern, Gemeindezentren, Kommunikationszentren, Jugendräumen, multifunktionalen Veranstaltungshallen, Mehrzweckhallen, Pfarrsälen, Veranstaltungszentren und Vereinshäusern befassten. Für den genannten Untersuchungszeitraum wurden 75 einzelne Projektakte diesem Typ zugeordnet, die letztendlich zu 59 unterschiedlichen Projekten zusammengefasst werden konnten¹⁹.

Nach einer ersten Sichtung der Projekte schien es zunächst naheliegend, diese 59 Projekte in weitere Untergruppen zu teilen: in eine Gruppe „Gemeinschaft“ (Kommunikationsorte, die tatsächlich im Sinne einer gemeinschaftlichen Nutzung für die gesamte Dorfbevölkerung gedacht sind), in eine Gruppe „Veranstaltung“ (Räume, die ausschließlich als Veranstaltungsort konzipiert sind) und die verbleibenden Projekte in eine Restgruppe.

Im Verlauf der Untersuchung zeigte sich aber, dass eine Trennung der Gruppen „Gemeinschaft“ und „Veranstaltung“ nicht sehr sinnvoll ist, da die Orte der Gemeinschafts-Kategorie ebenso als Veranstaltungsorte genutzt werden und umgekehrt die Orte der Veranstaltungskategorie in der Regel auch gemeinschaftlich genutzt werden (beim Thema Nutzung wird darauf noch näher eingegangen). Für die Auswahl der untersuchten Dorfgemeinschaftshäuser sei somit festgehalten, dass 56 Projekte bei der Untersuchung berücksichtigt wurden und nur die Restkategorie in Form von einem Dienstleistungszentrum, einem Seminarzentrum und einem Gasthaus ausgeschieden wurden. (Die Aufstellung der untersuchten Dorfgemeinschaftshäuser befindet sich im Anhang.)

Zur Problematik der Typisierung

Kategorisierungen sind im Grunde notwendig, um die Vielfalt der Projekte in irgendeiner Form fassbar zu machen. Neben dem von der Landesgeschäftsstelle vorgenommenen Typisie-

¹⁹ Für einzelne Dorfgemeinschaftshäuser wurden im Untersuchungszeitraum mehrere Maßnahmen durchgeführt, die in der Analyse als ein Projekt behandelt wurden; zwei Projekte wurden von vorneherein ausgeschieden, da sie in der angegebenen Form nicht realisiert wurden.

rungsversuch nimmt auch der Dorferneuerungsverband eine Kategorisierung nach Leitthemen vor: Projekte werden in die Bereiche Soziales, Kultur/Identität, Wirtschaft, Siedeln/Bauen/Wohnen, Verkehr/Mobilität und Umwelt zusammengefasst, wobei diese Einteilung nicht kongruent ist mit der Projektdatenbank des Verbandes (vgl. Verband NÖ Dorf- und Stadterneuerung 2008, 17; dorf-stadterneuerung.at). Eine inhaltlich ähnliche Kategorisierung nimmt Hutter (2003) vor, indem er die Umsetzung der Dorferneuerungsmaßnahmen in die fünf Zielbereiche ökonomisch, ökologisch, baulich, sozialgemeinschaftlich und kulturell unterteilt. Schwab (2002) unterteilt die Projekte nach den Grobkategorien äußere und innere Dorferneuerung und diese jeweils in Unterkategorien: baulich, strukturell/architektonisch, infrastrukturell, ökologisch, ökonomisch (äußere Dorferneuerung) und sozial, kulturell/didaktisch (innere Dorferneuerung).

Die unterschiedlichen Typisierungsversuche zeigen, dass die Projektzuordnung keineswegs eine eindeutige Sache ist. Zusätzlich wird bei den Dorferneuerungsprojekten die Unterteilung erschwert, da kaum ein Projekt nur einer Kategorie zugeordnet werden kann, was am Beispiel Dorfgemeinschaftshaus anschaulich erläutert werden kann: Die Errichtung eines Dorfgemeinschaftshauses ist auf den ersten Blick ein bauliches Projekt; der Zweck dieses Hauses ist aber, ein gemeinsamer Treffpunkt für die Dorfbevölkerung zu sein (also ein soziales Projekt). Kommt eventuell dazu, dass das Haus in Niedrigenergiebauweise errichtet wird und bei Veranstaltungen der Dorfwirt gegenüber das Catering übernimmt, so wird daraus auch noch ein ökologisches und ökonomisches Projekt.

Unabhängig von der übergeordneten Zuordnung hat auch der im Abschnitt zuvor dargestellte Kategorisierungsversuch der Dorfgemeinschaftshäuser gezeigt, dass eine Unterteilung bei näherer Betrachtung ungeeignet ist und nur jenen Zweck erfüllen konnte, Dorfgemeinschaftshäuser auch als solche zu identifizieren bzw. zu bestätigen.

Im Folgenden werden die Dorfgemeinschaftshäuser in Niederösterreich näher charakterisiert. Dabei erlaubt das verwendete Daten- bzw. Textmaterial eine Beschreibung aus zwei Perspektiven: Zum einen wird mittels einer quantitativen Analyse die Bandbreite der Dorfgemeinschaftshaus-Projekte veranschaulicht (anhand Aspekte wie Namensgebung, Kosten, Größe etc.), zum anderen wird in Form einer qualitativen Analyse versucht, Aspekte wie Entstehung, Beteiligte, Nutzung und Verwaltung darzustellen, die in weiterer Folge auch für die sozialkapitaltheoretische Betrachtung relevant sein werden.

5.2 Analyse der Dorfgemeinschaftshäuser in Niederösterreich

Dorfgemeinschaftshaus ist nicht gleich Dorfgemeinschaftshaus. Die Bandbreite dieser Projekte ist sehr groß, wie die Auswertung der folgenden quantitativen und qualitativen Analyse verdeutlicht. Die Analyse bezieht sich auf die zuvor geschilderte Auswahl der Dorfgemeinschaftshäuser, in Summe also 56 Projekte. Vorrangiges Ziel ist, einen Gesamteindruck der untersuchten Projekte zu vermitteln, wobei Angaben in Form von konkreten Ortsangaben nicht umfassend, sondern nur exemplarisch erfolgen werden. Bei der quantitativen Untersuchung geht es vor allem um die Darstellung einer zahlenmäßigen Verteilung – es soll also aufgezeigt werden, welche Merkmale und Gemeinsamkeiten sich bei den 56 Projekten in welcher Häufung ergeben. Die qualitative Untersuchung beabsichtigt hingegen die Darlegung der unterschiedlichen Ausprägungen der Projekte, bei der die mengenmäßige Verteilung zweitrangig ist.

5.2.1 Dorfgemeinschaftshäuser aus quantitativer Sicht

Namensgebung

Die Bezeichnungen von Dorfgemeinschaftshäusern sind sehr vielfältig. In den 56 Projekten wurden folgende Namen verwendet (vgl. Tabelle 6):

Gemeinschaftshaus (acht Projekte); Dorfhaus (sieben); Dorfzentrum (vier); Clubhaus, Gemeinschaftsraum/-räume und Kommunikationszentrum (je drei); Gemeinde- und Veranstaltungszentrum, Gemeindezentrum, Kulturstad(e)l, Pfarrstad(e)l, Veranstaltungshalle, Vereinshaus (je zwei); Dorf- und Pfarrhaus, Dorfgemeinschaftshaus, Dorfgemeinschaftsraum, Dorfschuppen, Dorfstadl, Gemeindefestsaal, Gemeindehaus, Gemeinschafts- und Jugendraum, Kommunalzentrum, Mehrzweckhalle, Multifunktionale Veranstaltungshalle, Ortsvereinshaus, Pfarrhofschuppen, Veranstaltungssaal, Veranstaltungszentrum, Vereinslokal (je ein Projekt).

Diese vielfältige Namenswahl der Dörfer sagt etwas über die Größe des Dorfgemeinschaftshauses aus und gibt teilweise auch Aufschluss über das Umfeld, in dem sich der Kommunikationsort befindet.

Tabelle 6: Bezeichnung der Dorfgemeinschaftshäuser entsprechend der Projektanträge

Bezeichnung	Anzahl der Projekte
Gemeinschaftshaus	8
Dorfhaus	7
Dorfzentrum	4
Clubhaus	3
Gemeinschaftsraum/-räume	3
Kommunikationszentrum	3
Gemeinde- und Veranstaltungszentrum	2
Gemeindezentrum	2
Kulturstad(e)l	2
Pfarrstad(e)l	2
Veranstaltungshalle	2
Vereinshaus	2
Dorf- und Pfarrhaus	1
Dorfgemeinschaftshaus	1
Dorfgemeinschaftsraum	1
Dorfschuppen	1
Dorfstadl	1
Gemeindefestsaal	1
Gemeindehaus	1
Gemeinschafts- und Jugendraum	1
Kommunalzentrum	1
Mehrzweckhalle	1
Multifunktionale Veranstaltungshalle	1
Ortsvereinshaus	1
Pfarrhofschuppen	1
Veranstaltungssaal	1
Veranstaltungszentrum	1
Vereinslokal	1

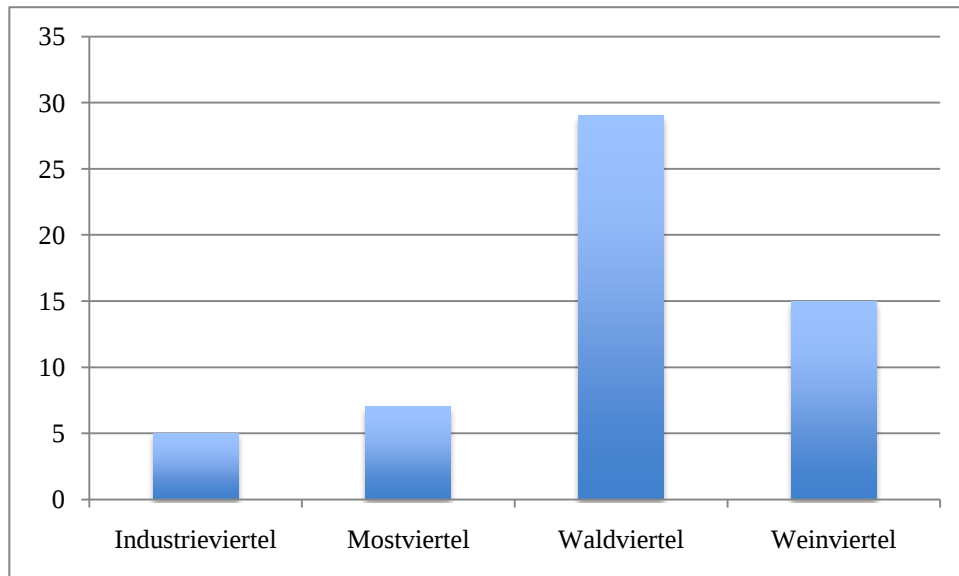
Quelle: 56 Dorfgemeinschaftshaus-Projekte, Zeitraum 2003-2007

Verteilung nach Viertel

Mit 29 Projekten ist das Waldviertel jenes Viertel, das bei weitem die meisten Dorfgemeinschaftshaus-Projekte im untersuchten Zeitraum umsetzte. Dahinter liegt das Weinviertel mit

15 Projekten, gefolgt von sieben Projekten im Mostviertel und fünf Projekten im Industrieviertel (vgl. Abbildung 2)

Abbildung 2: Verteilung der Dorfgemeinschaftshaus-Projekte nach Viertel



Quelle: 56 Dorfgemeinschaftshaus-Projekte, Zeitraum 2003-2007

Diese Ungleichverteilung hängt mit unterschiedlichen Einflussfaktoren wie beispielsweise den aktuellen, aber auch vergangenen Siedlungsstrukturen oder naturräumlichen Gegebenheiten zusammen. Im Rahmen dieser Arbeit wird auf diese Fragestellung allerdings nicht näher eingegangen.

Höhe der Projektkosten

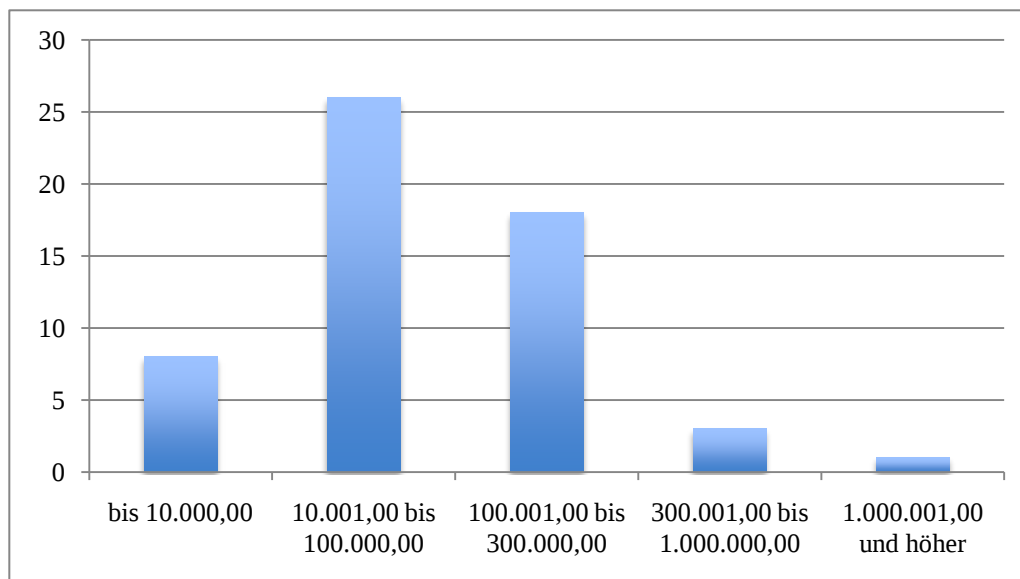
Die angegebenen Gesamtkosten der zu Förderung beantragten Projekte (dabei handelt es sich um jene Kosten, die für die Realisierung des Projekts durch Anbote, Kostenvoranschläge etc. veranschlagt bzw. erwartet wurden) reichten von 1.889,33 Euro (Innenausstattung für das Gemeinschaftshaus in Engelbrechts) bis zu einer Höhe von 2.550.374,00 Euro (Errichtung eines Kommunalzentrums in Gastern; bei diesem Projekt ist allerdings anzumerken, dass nur eine Teilmaßnahme daraus im Sinne eines Dorfgemeinschaftshauses war und dementsprechend nur ein Bruchteil der Gesamtkosten auch tatsächlich im Rahmen der Dorferneuerung gefördert wurde²⁰). Die meisten Projekte befanden sich in einem Kostenbereich zwischen

²⁰ Die Dorferneuerung fördert nur jene Kosten, die auch tatsächlich im Sinne der Dorferneuerung sind. (Es werden keine Maßnahmen unterstützt, die beispielsweise nur dem Musikverein zugute kommen.) Etwaige zweckfremde Maßnahmen werden bei den in den Förderanträgen angegebenen Gesamtkosten herausgerechnet.

10.000,00 und 100.000,00 Euro (26 Projekte), weitere 18 Projekte bewegten sich bis zu einer Grenze von unter 300.000,00 Euro. Acht Projekte gaben Projektkosten unter 10.000,00 Euro an. Die restlichen drei Projekte befanden sich in einem Bereich zwischen einer halben und einer Million Euro (vgl. Abbildung 3).

Bis auf eine Ausnahme wurde allen Projekten eine Förderung – im Durchschnitt in einer Höhe von 21,3 Prozent der Gesamtkosten laut Antragstellung – in Aussicht gestellt²¹. Die Spannweite des Förderanteils reichte dabei von 1,2 Prozent bis 49,8 Prozent²².

Abbildung 3: Verteilung der Dorfgemeinschaftshaus-Projekte nach Projektkosten



Quelle: 56 Dorfgemeinschaftshaus-Projekte, Zeitraum 2003-2007

Umgesetzt wurden die Projekte durch den Dorferneuerungsverein bzw. den jeweils beteiligten Vereinen, wobei ein maßgeblicher Teil in Form von unbaren Eigenleistungen erbracht wurde. Für die Finanzierung der Dorfgemeinschaftshäuser wurden in Dörfern unterschiedliche Aktivitäten forciert, wie etwa eine Spendenaktion durch den Musikverein und die Pfarre in Ardagger Stift, in Tiefenbach durch den Reinerlös von Veranstaltungen des Dorferneuerungsvereins oder einer „Baustein-Aktion“ in Nonndorf bei Gars. Dennoch waren die Vereine auf die finanzielle Unterstützung der jeweiligen Gemeinden angewiesen, ohne deren Unterstützung eine Realisierung der geplanten Maßnahmen nicht möglich gewesen wäre.

²¹ Im Rahmen der Dorferneuerung werden Förderungen nur in Aussicht gestellt. Das bedeutet, dass ProjektwerberInnen keinen Rechtsanspruch darauf haben und der zugesagte Förderbetrag – so es keine größeren Abweichungen von der in der Antragstellung angeführten Gesamtkostenaufstellung gibt – erst nach Fertigstellung und nach Vorlage der Endabrechnungsunterlagen ausbezahlt wird.

²² Die maximale Förderungsquote bei Dorferneuerungsmaßnahmen liegt bei 50 Prozent der Projektkosten.

Neben der Förderung durch die niederösterreichische Dorferneuerung wurde bei sieben der 56 Projekte auch EU-Fördermittel bewilligt, außerdem sind bei umfangreicheren Projekten ebenso anteilige Förderungen durch die entsprechenden sektoralen Programme des Landes Niederösterreich möglich (das Kommunalzentrum in Gastern wurde beispielsweise auch durch die Niederösterreichische Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des Einkaufs in Stadtzentren (NAFES) unterstützt).

Gesetzte Maßnahmen im Rahmen des beantragten Projekts

Die Dorfgemeinschaftshaus-Projekte umfassten sehr unterschiedliche Maßnahmen, die von der Technikausstattung über Sanierungsmaßnahmen bis hin zur Neuerrichtung eines Gemeindezentrums reichten. Bei mehr als der Hälfte der Projekte (31 Projekte) handelte es sich um Neu- oder Zubauten, wobei bei sechs dieser Neubauten zuvor ein altes Gebäude abgerissen und zum Teil dessen Materialien für den Neubau wiederverwendet wurden. Bei acht Neubauten entstand das Dorfgemeinschaftshaus als Teil eines neu errichteten Gebäudekomplexes mit weiteren Nutzungen.

15 Projekte beinhalteten Umbau- und Sanierungsmaßnahmen, die einerseits sowohl bereits bestehende Dorfgemeinschaftshäuser betrafen oder aber auch Häuser mit ursprünglich anderen Nutzungen wie etwa ehemalige Amtshäuser, Schulgebäude oder Milchhäuser, die zur Nutzung als Dorfgemeinschaftshäusern adaptiert wurden (vgl. Abbildung 4 und 5). Jeweils drei Projekte betrafen die Außenanierung bzw. -gestaltung und die Innenausstattung von bestehenden Dorfgemeinschaftshäusern.

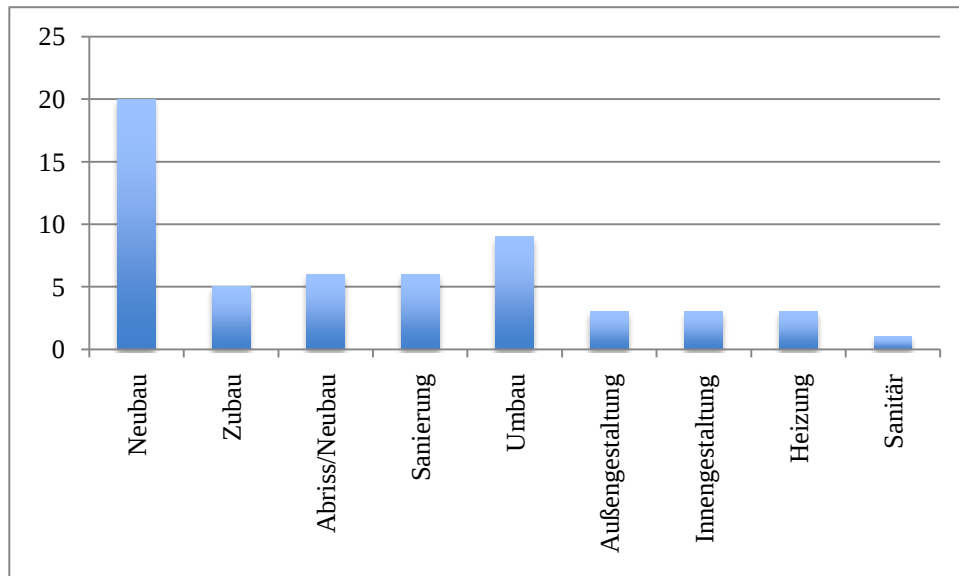


*Abbildung 4 (oben): Umbau eines ehemaligen Amtshauses in Thallern
Quelle: Projektdatenbank Verband*

*Abbildung 5 (unten): Umbau eines ehemaligen Milchhauses in Klein Heinrichschlag
Quelle: Projektdatenbank Verband*

Drei weitere Projekte umfassten die Anschaffung einer Heizungsanlage und bei einem Projekte wurden Sanitäranlagen errichtet (vgl. Abbildung 6).

Abbildung 6: Maßnahmen an den Dorfgemeinschaftshäusern



Quelle: 56 Dorfgemeinschaftshaus-Projekte, Zeitraum 2003-2007

Beschreibung der Kommunikationsorte



Abbildung 7 (links) und Abbildung 8 (rechts): Dorfgemeinschaftshaus kombiniert mit dem Feuerwehrhaus in Eisenberg (links) und in Wegscheid am Kamp (rechts)

Quellen: <http://www.krumau.at/geschichte/Eisenberg/> (Bild links); Projektdatenbank Verband (Bild rechts)

Wie zuvor festgestellt, wurden bei acht Dorfgemeinschaftshaus-Projekten neue Gebäude errichtet, die neben dem Kommunikationsort noch weitere Funktionen erfüllen. Diese Neubauten zusammen mit den bereits bestehenden Dorfgemeinschaftshäusern ergeben, dass in fast zwei Drittel der Dörfer der Kommunikationsort in ein Gebäude mit anderen Funktionen inte-

griert wurde. Am häufigsten (bei zwölf Projekten) war die Gemeinschaftseinrichtung kombiniert mit dem Haus der örtlichen Freiwilligen Feuerwehr zu finden, entweder schon in der Errichtung gemeinsam konzipiert oder als Zu- oder Dachgeschoßausbau des bestehenden Feuerwehrhauses (vgl. Abbildung 7 und 8). In zwölf weiteren Fällen wurde das Dorfgemeinschaftshaus mit Räumlichkeiten von anderen Vereinen (meistens Musik- oder Sportvereine) kombiniert oder angeschlossen an örtliche Freizeitanlagen. Bei sieben Projekten wurde der Kommunikationsort in den Pfarrhof integriert, bei weiteren sieben Projekten wurden die Gemeinschaftsräume in einem Gebäudekomplex mit zusätzlichen Nutzungen eingegliedert. Derartige Nutzungen waren verschiedene Dienstleistungseinrichtungen (beispielsweise Gemeindkanzlei in Großreipersdorf oder Bank in Dietmanns; vgl. Abbildung 9), Wohnungen (etwa in Siegersdorf) oder ergänzend ein Buswartehäuschen (beispielsweise in Nonndorf bei Gars).

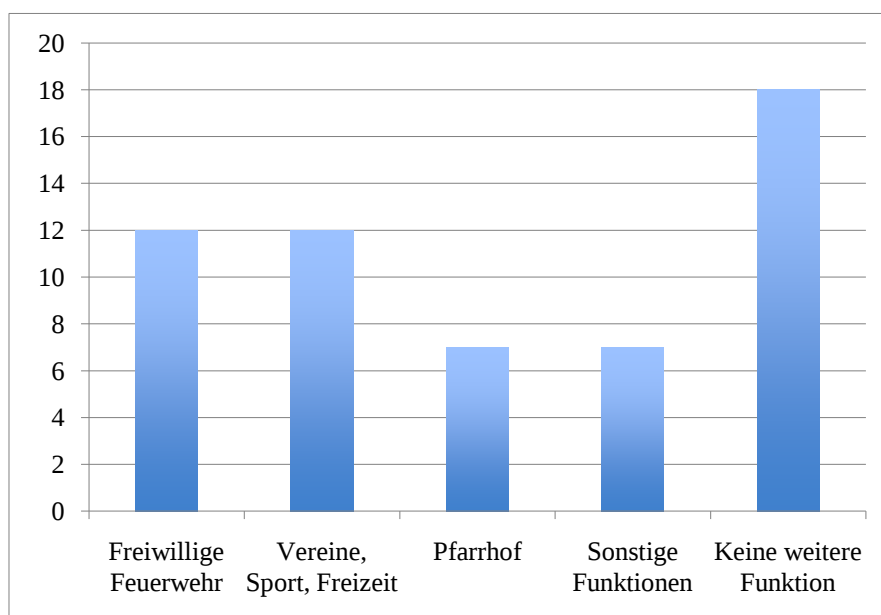


Abbildung 9: Dorfgemeinschaftshaus im Obergeschoß, Bank im Erdgeschoß (in Dietmanns)

Quelle: Projektdatenbank Verband

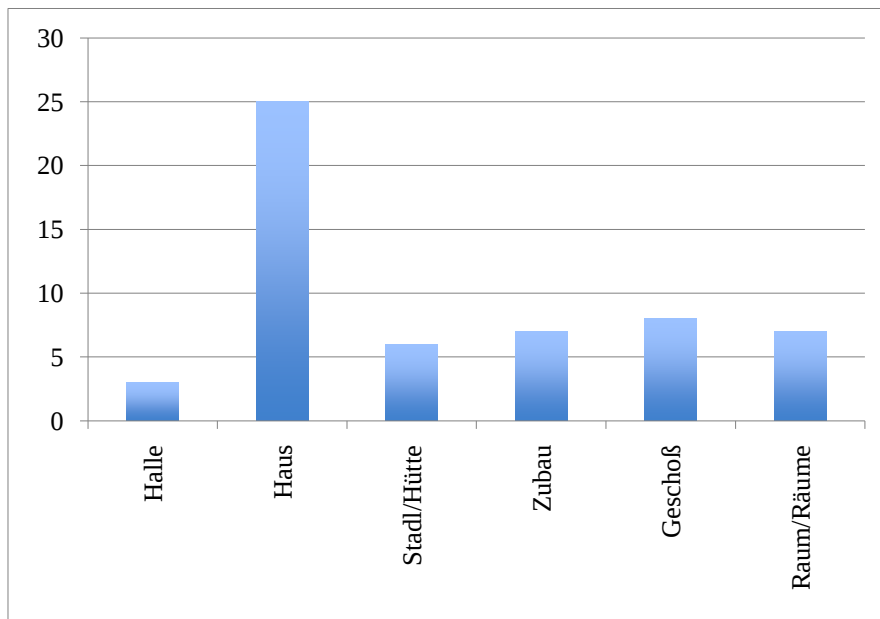
Nur 18 der 56 Projekte wurden ausschließlich – ohne Ergänzung von weiteren oder benachbarten Funktionen – als Dorfgemeinschaftshaus konzipiert (vgl. Abbildung 10).

Abbildung 10: Integration der Dorfgemeinschaftshäuser in Gebäudekomplexe mit weiteren Funktionen



Quelle: 56 Dorfgemeinschaftshaus-Projekte, Zeitraum 2003-2007

Abbildung 11: Größe der Kommunikationsorte



Quelle: 56 Dorfgemeinschaftshaus-Projekte, Zeitraum 2003-2007

Die Größe der Kommunikationsorte – unter anderem auch abhängig von den zuvor genannten zusätzlich integrierten Funktionen – ist sehr unterschiedlich und reicht von einem einzelnen Raum bis zur Halle (vgl. Abbildung 11). Bei acht Projekten handelte es sich um einen eigenen Zubau, bei jeweils sieben Projekten stand ein ganzes Geschoß bzw. ein oder mehrere Gemeinschaftsräume für die gemeinschaftliche Nutzung zur Verfügung, 31 Projekte waren Häuser (allerdings auch in sehr unterschiedlichen Ausführungen: vom zweigeschossigen Haus bis zur Holzhütte; vgl. Abbildung 12) und bei drei Projekten handelte es sich um Hallen (vgl. Abbildung 13).



Abbildung 12 (oben): Dorfgemeinschaftshaus in Form einer Holzhütte (in Schmerbach am Kamp)

Quelle:

<http://poella.riskommunal.net/system/web/fotogalerie.aspx?bezirkonr=0&detailonr=219851820&menuonr=219804688>



Abbildung 13 (links): Dorfgemeinschaftshaus in Hallen-Größe (in Reisenberg)

Quelle:

<http://www.reisenberg.gv.at/system/web/zusatzseite.aspx?menuonr=218414486&detailonr=217557764>

Neben dem eigentlichen Gemeinschaftsraum mit Tischen und Sitzgelegenheiten gehören Küche und Garderobe sowie Sanitäranlagen zu den Standard-Räumen der Dorfgemeinschaftshäuser, zum Teil ergänzt mit einem Lagerraum. Die Ausstattung der Dorfgemeinschaftshäuser reicht von der einfachen Blockhütte (wie etwa in Großgraben) über die Variante mit einem Kaminofen (in Riedenthal) bis zur multifunktionalen Veranstaltungshalle (beispielsweise in Reisenberg; vgl. Abbildung 13). Je nach vorgesehener Nutzung sind die Dorfgemeinschaftshäuser mit entsprechenden technischen Geräten (wie Beamer, Mikrophon etc.) ausgestattet oder teilweise auch mit Bühne, Licht- und Tonanlage (wie etwa in Gresten) oder einer Tribüne (zum Beispiel in Wang; vgl. Abbildung 14).



Abbildung 14: Tribüne in der Mehrzweckhalle Wang

Quelle: <http://esv-wang.sportunion.at/start.php?contentID=25317&v2=90826&v1=showPhoto>

5.2.2 Dorfgemeinschaftshäuser aus qualitativer Sicht

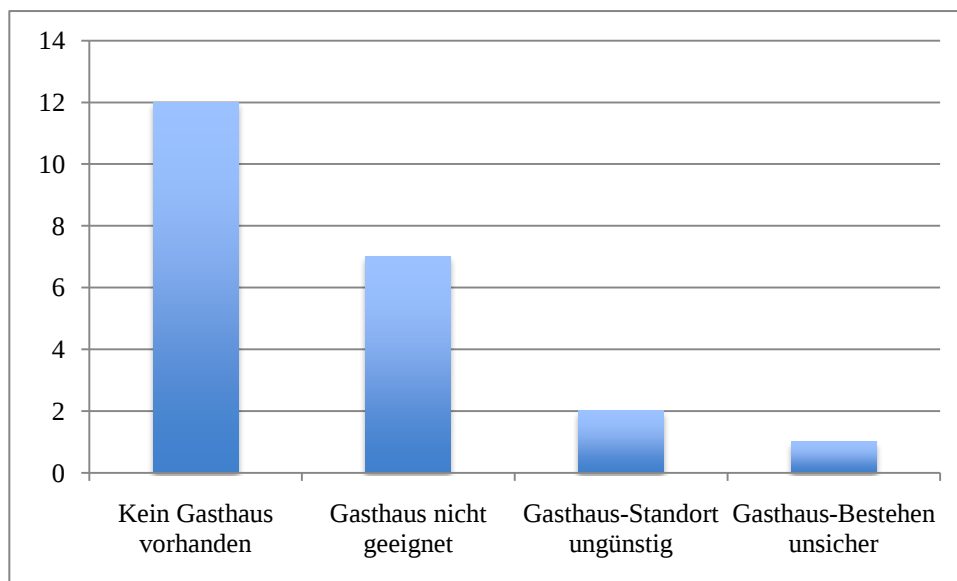
Initiierung und grundsätzliche Rahmenbedingungen

Bei der Dorferneuerung werden die Dorferneuerungsvereine als das offizielle Sprachrohr der Dorfbevölkerung betrachtet. Sie vertreten in diesem Sinne die Gesamtheit des Dorfes in allen Dorferneuerungsverfahren und waren daher in der Regel auch jene, die die Dorferneuerungsprojekte initiierten. In vielen Dörfern handelte es sich bei den Dorfgemeinschaftshäusern – insbesondere bei einer Neuerrichtung – um das größte und wichtigste Projekt, das im Rahmen der Leitbilderstellung formuliert wurde. Die Rahmenbedingungen in den Dörfern waren vielfältig, wobei der Grund für die Schaffung eines Dorfgemeinschaftshauses im Wesentlichen der gleiche war: Es ging darum, die Kommunikation und das Gemeinschaftsleben im Ort zu fördern, indem ein Raum geschaffen wird, den die Ortsbevölkerung für ganz unterschiedliche gemeinschaftliche Aktivitäten nutzen kann.

Die Beweggründe für die Schaffung eines Dorfgemeinschaftshauses waren vielfältig, wobei in 22 von 56 Fällen ein eindeutiger Zusammenhang mit dem Thema Gasthaus bestand. Bei zwölf Projekten wurde angegeben, dass es im Ort kein Gasthaus mehr gab bzw. der Dorfbe-

völkerung kein öffentliches Gebäude für Treffen und Besprechungen zur Verfügung stand. Bei weiteren sieben Projekten waren Gasthäuser vorhanden, die sich allerdings nicht für das Vereinsleben bzw. für gemeinschaftliche Aktivitäten eigneten. Als Gründe für die Nichteignung der Gaststätten wurde angegeben: Konsumzwang, zu kleine/zu große Räumlichkeiten (in Reisenberg und Kirchbach); keine Räumlichkeiten für Veranstaltungen/Proben/Aufführungen vorhanden (in Ravelsbach, Reisenberg, Thallern); gehobene Gastronomie (in Riedenthal) sowie veraltete/unflexible Einrichtung (in Gastern). In zwei Orten (Gaiendorf und Enzersdorf bei Staats) befanden sich die Gasthäuser zu weit außerhalb des Dorfzentrums und eigneten sich daher nicht für spontane Treffen und waren für nicht-mobile Personen nur schwer erreichbar. Bei einem Projekt (Dorfgemeinschaftshaus in Wielands) wurde angegeben, dass das unsichere Bestehen durch häufige BetreiberInnenwechsel mittelfristige Planungen erschwert (vgl. Abbildung 15).

Abbildung 15: Gasthäuser als Beweggrund für die Schaffung von Dorfgemeinschaftshäusern



Quelle: 56 Dorfgemeinschaftshaus-Projekte, Zeitraum 2003-2007

Unabhängig von einem möglichen Zusammenhang mit den Gasthäusern wurden außerdem folgende Gründe für die beantragten Maßnahmen angegeben:

(Anmerkung: Es handelt sich dabei um 39 Projekte, da in fünf Fällen sowohl ein direkter Zusammenhang mit einem Gasthaus als auch ein weiterer Grund für die Schaffung eines Dorfgemeinschaftshauses angegeben wurde.)

- 13 Dorfgemeinschaftshäuser waren veraltet, weshalb Sanierungsmaßnahmen notwendig wurden (von kleineren Maßnahmen wie einer Außenrenovierung oder einer neuen Eingangstür bis hin zu einer Generalsanierung oder einem notwendigen Neubau).

- In neun Dörfern hatten sich unterschiedliche Freizeitanlagen (wie Asphalt- oder Eisstockbahnen, Kulturstadl etc.) zu beliebten Treffpunkten im Ort entwickelt. Diese Anlagen sollten entweder um einen wetterfesten Raum ergänzt werden bzw. bei bereits überdachten Anlagen eine multifunktionale Nutzung zur besseren Auslastung ermöglicht werden.
- Bei sechs bereits existierenden Dorfgemeinschaftshäusern war nur eine eingeschränkte Nutzung möglich, da entweder eine Heizungs- oder Sanitäreinrichtung fehlte oder Ausstattungsgegenstände nicht im ausreichenden Maße vorhanden waren.
- In sechs Dörfern war die Errichtung oder Sanierung eines Feuerwehrhauses, Pfarrhofs oder eines Gemeindezentrums bereits in Planung, das schließlich um einen gemeinschaftlich genutzten Kommunikationsort erweitert werden sollte (vielfach im Sinne einer Aufwertung als örtliches Kommunikationszentrum).
- In fünf Fällen wurde der bestehende Kommunikationsort zu klein und sollten deshalb vergrößert werden (in Form von kleinen Erweiterungen oder eines ganzen Zu- oder Neubaus).

Die Dorfgemeinschaftshäuser waren in vielen Fällen eingebunden in ein übergeordnetes Konzept, sei es in Form einer Bündelung von verschiedenen Funktionen (Gemeindezentrum, Feuerwehrhaus etc.) oder durch Einbeziehen der angrenzenden Areale (oftmals befinden sich die Dorfgemeinschaftshäuser am Dorfanger bzw. Dorfplatz oder in unmittelbarer Nachbarschaft zur Dorfkirche, zu einem Spielplatz oder anderen Freizeitanlagen; vgl. Abbildung 16). Zusammen mit dem Dorfgemeinschaftshaus-Projekt wurden daher vielfach Dorf- bzw. Kommunikationszentren aufgewertet oder teilweise überhaupt erst neu geschaffen.



Abbildung 16: Errichtung eines Pfarrsaals im Ensemble mit der Kirche (in Kirchbach)

Quelle: Projektdatenbank Verband

Umsetzung, Beteiligte und deren Leistung

Auch wenn die Initiative zu einem Dorfgemeinschaftshaus von den Dorferneuerungsvereinen kam – ein derartiges Vorhaben wäre dennoch nicht ohne die Gemeinden zu realisieren gewesen. Damit sind weniger die notwendigen rechtlichen Zustimmungen gemeint als vielmehr die

finanzielle Unterstützung durch die entsprechende Gemeinde. Bei den Förderanträgen wurde daher in 45 Fällen die Gemeinde als Ansprechpartnerin angegeben und nur bei elf Projekten waren Dorferneuerungsobleute die angegebenen Ansprechpersonen. Unabhängig davon, welche Institution den Antrag stellte, sind für eine Förderung eines Dorfgemeinschaftshauses jedenfalls ein Nutzungskonzept erforderlich und die Bereitschaft der DorfbewohnerInnen zur Erbringung eigener Leistungen.

Die Umsetzung der Projekte, wer daran beteiligt war und wie hoch die Eigenleistungen waren, ist von unterschiedlichen Faktoren abhängig, insbesondere natürlich von der getätigten Maßnahme selbst. Bei der Anschaffung von Einrichtungsgegenständen beispielweise handelte es sich bei den Aufwendungen für das Projekt um reine Materialkosten und die Erbringung von Eigenleistungen erübrigte sich. Daneben wird die Umsetzung auch maßgeblich durch die finanzielle Situation der Gemeinde beeinflusst. Eine finanzstarke Gemeinde ist weniger an die unbaren Eigenleistungen der Dorfbevölkerung gebunden und kann die Errichtung eines Dorfgemeinschaftshauses schneller vorantreiben als dies bei finanzschwachen Gemeinden der Fall ist.

Nur bei einem Projekt fielen ausschließlich Materialkosten an (Möbel für das Dorfgemeinschaftshaus in Engelbrechts), bei allen weiteren Maßnahmen wurden von den Vereinsmitgliedern oder einzelnen DorfbewohnerInnen Eigenleistungen (in Form von unbezahlten Arbeitsstunden) – zum Teil in beachtlicher Höhe – erbracht. Zur Verdeutlichung des Ausmaßes der Eigenleistungen soll exemplarisch die Errichtung des Dorfgemeinschaftshauses in Klein Reichenbach genannt werden: Verteilt auf drei Jahre wurde das Dorfgemeinschaftshaus in über 13.000 von der Bevölkerung geleisteten Arbeitsstunden errichtet. Bei einer Bevölkerungszahl von 79 (Stand 2001) war die Pro-Kopf-Leistung der BewohnerInnen von Klein Reichenbach daher außerordentlich hoch. (Anmerkung: Bei den Dorferneuerungsorten des untersuchten Zeitraumes hatten generell mehr als 40 Prozent unter 200 EinwohnerInnen (Hauptwohnsitze) und in Summe mehr als drei Viertel eine EinwohnerInnenzahl unter 500.)

Von der Planung bis zur Fertigstellung eines Dorfgemeinschaftshauses sind verschiedenste Personen und Gruppierungen bzw. Institutionen beteiligt. Zu nennen sind in jedem Fall der Dorferneuerungsverein und die Gemeindeverwaltung (von der Gemeindevorsteherung bis zu den GemeindearbeiterInnen), bei weiteren Funktionen oder Nutzungen kommen noch andere Beteiligte wie die Dorfjugend, die Freiwillige Feuerwehr oder entsprechende andere Vereine des Dorfes hinzu. Es können jedoch nicht alle Arbeiten von der Dorfbevölkerung selbst erle-

digt werden, weshalb Unternehmen als weitere Beteiligte zu sehen sind. Wie hoch der Anteil der durchgeführten Arbeiten durch kommerzielle Betriebe ist, hängt wiederum von den Gemeindefinanzen, aber auch vom Engagement der örtlichen Bevölkerung ab. Finanzstarke Gemeinden, die etwas für die Dorfbevölkerung tun wollen, könnten von der Planung bis zur Schlüsselübergabe im Grunde alle Arbeiten ausschreiben – der Regelfall ist jedoch, dass das Konzept vom Dorferneuerungsverein kommt, die Planungen von professionellen PlanerInnen erfolgen und die meisten baulichen Arbeiten von der Dorfbevölkerung übernommen werden.

NutzerInnen und Formen der Nutzung

Die Dorfgemeinschaftshäuser werden auf sehr vielfältige Art und Weise genutzt, dementsprechend können diese eher im Sinne eines Vereinslokales oder im Sinne eines Veranstaltungszentrums verstanden werden. Eine tatsächliche Trennung macht jedoch wenig Sinn, da sich diese Nutzungen in allen Dorfgemeinschaftshäusern wiederfinden.

Die Auffassung als Vereinslokal gibt an, dass das Dorfgemeinschaftshaus vor allem den lokalen Vereinen als Treffpunkt dient. Das kann einerseits so verstanden werden, dass das Haus nur Vereinsmitgliedern offen steht (in fünf von 56 Fällen wurde dies so angegeben), in der Realität bedeutet das aber vielmehr, dass Personen, die sich aktiv am Dorfleben beteiligen und die Einrichtung nutzen wollen, in der Regel auch Teil einer örtlichen Gruppierung sind. Derartige NutzerInnen sind in den meisten Dörfern der Dorferneuerungsverein, Kinder- und Jugendgruppen, SeniorInnen, Singgemeinschaften, Turn- und Bastelgruppen und ähnliche. Sofern diverse andere Vereine wie Musikkapelle, Sportvereine, Freiwillige Feuerwehr etc. keine eigenen Vereinslokale haben, kommen diese als Nutzungsgruppen dazu, ebenso wie verschiedene Gruppierungen der Pfarre (Pfarrgemeinderat, Jungschar, Betkreise etc.), insbesondere dann, wenn das Dorfgemeinschaftshaus im Pfarrhof integriert ist.

Von den 56 Projekten sind acht Projekte tatsächlich primär als Veranstaltungszentrum zu bezeichnen, es können aber auch die anderen 48 Dorfgemeinschaftshäuser als solche aufgefasst werden. Denn zu Veranstaltungen gehören im Grunde Geburtstagsfeste im kleineren Kreis genauso wie Ausstellungen, Konzerte oder Feste für die ganze Dorfbevölkerung (wie beispielsweise Kirtage, Maibaum- und Erntedankfeste).

Die Veranstaltungen in den Dorfgemeinschaftshäusern (bzw. die Nutzungen im Allgemeinen) sind in 43 Dörfern für die lokale Bevölkerung gedacht, bei den restlichen 13 Einrichtungen haben Veranstaltungen neben der lokalen auch eine regionale oder überregionale Bedeutung

(beispielsweise Asphaltstockturniere in Schmerbach am Kamp oder Theateraufführungen in Oberfellabrunn).

Wenn an dieser Stelle von NutzerInnen gesprochen wird, so handelt es sich dabei sowohl um NutzerInnen im Sinne eines Gastes als auch im Sinne einer Veranstalterin bzw. eines Veranstalters. Die Grenzen zwischen den aktiven NutzerInnen (VeranstalterInnen) und passiven NutzerInnen (Gästen) verschwimmen allerdings, denn viele Personen im Dorf sind beides gleichzeitig (aktive Vereinsmitglieder helfen in der Regel auch bei Veranstaltungen mit, nutzen aber auch das Angebot von anderen Gruppierungen). Als Gruppe der alleinigen Nutzung als Gast sind im Grunde nur die passiven Mitglieder oder Nichtmitglieder zu verstehen, also jener Teil der Dorfbevölkerung, der sich nicht selbst im Dorfleben engagiert, aber dennoch bei Dorffesten oder bei anderen besonderen Anlässen im Dorf anzutreffen ist.

Grundsätzlich stehen die Dorfgemeinschaftshäuser mehr oder weniger der gesamten Dorfbevölkerung zur Verfügung und können teilweise auch privat von diesen genutzt werden (beispielsweise für Familienfeste). Dadurch unterscheiden sie sich auch klar von Gasthäusern: In diesen herrscht Konsumzwang und für Bastelrunden oder gemeinsames Singen und Turnen sind diese in der Regel einfach nicht geeignet.

Betrachtet man die angegebenen Nutzungsformen der Dorfgemeinschaftshäuser, so sind diese tatsächlich multifunktional und können entsprechend ihrer Zielsetzung in zwei Gruppen geteilt werden, die von der Verfasserin als „Gemeinschaft“ und „Ego“ bezeichnet werden: Die Gruppe Gemeinschaft hat vor allem einen gemeinschaftsfördernden Charakter und umfasst all jene Nutzungen, die dem Gemeinschaftsleben und der Kommunikation dienen. Dazu gehören Vereinstreffen, Versammlungen, Dorffeste, Flohmärkte, Bastelrunden, SeniorInnennachmittage, Spieleabende und ähnliche. In die Gruppe Ego fallen jene Nutzungen, die der Bildung im engeren und weiteren Sinn dienen und daher primär persönlichkeitsstärkenden Charakter haben. Das sind einerseits Computer- und Sprachkurse, Erste-Hilfe-Kurse, Yogastunden usw. sowie Vorträge, Präsentationen, Theater- und Filmvorführungen und dergleichen. Es sei aber auch bei dieser Einteilung angemerkt, dass manche Veranstaltungen beide Zielsetzungen vereinen: Konzerte oder Turnstunden können beispielsweise sowohl im Sinne einer gemeinschaftlichen Veranstaltung aufgefasst werden (eine Gruppe Jugendlicher geht zum Tanzen gemeinsam auf ein Konzert) als auch als Veranstaltung für die individuelle Persönlichkeit (man besucht ein Konzert, um eine bestimmte Musikgruppe zu hören und die Musik zu ge-

nießen). Entsprechend der durchwegs sehr vielfältigen Nutzungen gibt es im Grunde kein Dorfgemeinschaftshaus, in dem nur Gemeinschafts- oder nur Ego-Veranstaltungen stattfinden. 31 Dorfgemeinschaftshäuser sind so konzipiert, dass sowohl die gemeinschafts- als auch die persönlichkeitsfördernde Nutzung tatsächlich mehr oder weniger gleichbedeutend ist, in 25 Fällen herrscht – bedingt durch eine weniger umfangreiche Ausstattung – eine Nutzung im Sinne der Gruppe Gemeinschaft vor.

Die Nutzungsintensität der Dorfgemeinschaftshäuser ist sehr unterschiedlich und hängt zusammen mit der Art der Nutzungen. Finden in den Räumlichkeiten Proben, Kinder- oder SeniorInnennachmittage, Turnstunden, Kurse und dergleichen statt (also Nutzungen im Wochenrhythmus), so ist die Gesamtauslastung der Dorfgemeinschaftshäuser sehr gut (beispielsweise in Nonndorf bei Gars, in Riedenthal, Klein Reichenbach oder in Thaya). In anderen Dörfern wiederum, in denen die Nutzung im Sinne eines Veranstaltungsortes vorherrscht, finden nur unregelmäßige Treffen und Veranstaltungen statt, wodurch eine eher geringe Jahresauslastung gegeben ist.

*Verwaltung und Organisation der Nutzung*²³

Die Dorfgemeinschaftshäuser werden zum überwiegenden Teil von den Vereinen (unabhängig davon, ob diese Eigentümerin sind oder nicht) verwaltet und nur in fünf (von 30) Fällen ist die Gemeinde als Verwalterin angegeben. Bei 13 Projekten sind die Gemeinden als Besitzerin angeführt und vermieten diese (mit oder ohne Mietzins) an die Vereine. Eine mietfreie Nutzung setzt üblicherweise voraus, dass die Vereine die für die Projektumsetzung erforderlichen Arbeiten (insbesondere was den Bau eines neuen Dorfgemeinschaftshauses betrifft) mehr oder weniger vollständig durch Eigenleistungen abdecken. Die laufenden Betriebskosten werden entweder von den Dorferneuerungsvereinen getragen bzw. anteilmäßig von den verschiedenen NutzerInnengruppen eingehoben oder aber die Gemeinden übernehmen diese Kosten. Das gleiche gilt auch für die Reinigung und Instandhaltung: Einerseits sind die Vereine angehalten sich darum zu kümmern, in anderen Dörfern werden diese Arbeiten von der Gemeinde übernommen.

In den Nutzungsvereinbarungen sind häufig alle NutzerInnen angeführt, vielfach auch mit den geplanten Nutzungen (was und wie oft) und ergänzt mit einem Veranstaltungskalender. In

²³ Bei 26 Projekten wurden keinerlei Angaben zur Verwaltung der Dorfgemeinschaftshäuser gemacht, weshalb sich die Angaben bei diesem Punkt auf die verbleibenden 30 Projekte stützen.

drei Fällen (Spratzeck, Schenkenbrunn und Thaya) steht den Jugendlichen im Dorfgemeinschaftshaus ein eigener Raum mit eigenem Eingang zur Verfügung, den sie auch selbst verwalten. Daneben gibt es außerdem immer wieder geplante Kooperationen mit örtlichen Gasthäusern, die bei Veranstaltungen das Catering übernehmen (beispielsweise in Althöflein, Reisenberg oder Thallern). Trotz Kooperationen stehen die Dorfwirtshäuser in gewisser Weise in einem unfairen Wettkampf mit den Dorfgemeinschaftshäusern, denn im Gegensatz zu einem privat geführten Gasthaus könnten viele Dorfgemeinschaftshäuser nicht ohne öffentliche Zuschüsse existieren²⁴.

5.3 Beschreibung der Dorfgemeinschaftshäuser aus sozialkapitaltheoretischer Sicht

Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist, die Bedeutung von Dorfgemeinschaftshäusern für das soziale Kapital im Dorf zu bewerten. Ergänzend dazu soll festgestellt werden, in wie weit Dorfgemeinschaftshäuser als eine direkte Investition in das soziale Kapital des Dorfes betrachtet werden können und in wie weit sich das Sozialkapital-Konzept für die Dorferneuerung im Allgemeinen anwenden lässt. Dabei geht es vor allem um das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten, die sich durch die Synthese von der Theorie mit der Empirie ableiten lassen, was bedeutet, dass letztendlich das Ermöglichende im Vordergrund steht und weniger das Faktische. Die Beschreibung der Dorfgemeinschaftshäuser aus sozialkapitaltheoretischer Sicht erfolgt in der Form, indem die Analyseergebnisse der Dorfgemeinschaftshäuser (insbesondere jener der qualitativen Analyse (vgl. Kapitel 5.2 bzw. Kapitel 5.2.2) anhand der Eigenschaften des sozialen Kapitals (vgl. Kapitel 3.4) charakterisiert werden.

Die Untersuchung der Dorfgemeinschaftshäuser auf Basis der Aktendokumente bedeutet nach der Sozialkapitaltheorie eine Untersuchung auf der Meso-Ebene, also auf der Ebene von sozialen Gruppierungen. Dabei stellen zwar Individuen ihre Leistungen und ihr persönliches soziales Kapital zur Verfügung, sie treten aber bei der Dorferneuerung als Verein auf. Umgekehrt kommen die Wirkungen des sozialen Kapitals der Vereinsgemeinschaft zugute, aber auch der gesamten Gemeinde und den einzelnen BewohnerInnen.

²⁴ Um Mehreinnahmen für Dorfgemeinschaftshäuser zu lukrieren und darüber hinaus die teilweise (über das Jahr gerechnete) geringe Auslastung von Dorfgemeinschaftshäusern durch lokale Aktivitäten zu verbessern, wurde Ende 2009 ein Projekt namens „SeminarOrtVorOrt“ gestartet, bei dem es darum geht, Dorfgemeinschaftshäuser als Seminarveranstaltungsorte zu etablieren. Im Rahmen dieses Projekts werden interessierte Dorferneuerungsorte unterstützt, ihre jeweiligen Gemeinschafts- und Veranstaltungsräume als Seminarorte zu vermarkten. Neben der gezielten Marketingberatung in den Dörfern vor Ort wird als zentrales Vermarktungsinstrument eine Homepage aufgebaut und eine Übersicht über die bestehenden räumlichen Möglichkeiten erarbeitet. Mit den Mieteinnahmen können die Betriebskosten teilweise erwirtschaftet werden und zusätzlich örtliche Betriebe und eventuell vorhandene touristische Angebote eingebunden werden (vgl. Amt der NÖ Landesregierung 2009, 10f).

Gegliedert nach den vier Themenbereichen der qualitativen Dorfgemeinschaftshaus-Analyse wird im Folgenden dargelegt, welche Aspekte innerhalb dieser Bereiche relevant sind für die Generierung von sozialem Kapital.

Initiierung und grundsätzliche Rahmenbedingungen

Alleine der Wunsch an sich, einen allgemeinen Kommunikationsort im Dorf zu schaffen, lässt auf eine aktive Dorfgemeinschaft schließen – ein gewisses Maß an vorhandenem Sozialkapital ist daher naheliegend.

Damit in einem Dorf überhaupt ein Dorfgemeinschaftshaus errichtet wird, sind vorab viele Schritte notwendig. Der erste Schritt ist eine entsprechende Initiative zu setzen bzw. ein entsprechendes Ziel zu formulieren. So banal dieser erste Schritt auch klingen mag – er ist wohl einer der aufwendigsten: Die Idee eines Dorfgemeinschaftshauses kann nicht durch eine Einzelperson realisiert werden, sondern bedarf der Formierung einer entsprechenden Arbeitsgruppe (sei es innerhalb eines bereits bestehenden Vereins oder mit der Schaffung eines neu konstituierten Dorferneuerungsvereins). Dazu ist es notwendig, andere Personen und Gruppierungen – und insbesondere die Gemeindeverwaltung – von diesem Ziel überzeugen zu können. Als Basis für diese Überzeugungsarbeit ist es hilfreich, wenn die ProponentInnen möglichst breit aufgestellt sind und aus den unterschiedlichsten Bereichen kommen. Eine fundierte Problemanalyse sowie eine gut ausformulierte und durchdachte Umsetzungsplanung lässt sich so leichter bewältigen und hat auch umso mehr Gewicht, je mehr unterschiedliche Sichtweisen hineinspielen. Dieser im Rahmen der BürgerInnenbeteiligung stattfindende Prozess des Ausverhandelns und der gemeinsamen Zielverfolgung bestätigt bereits einen gewissen Zusammenhalt innerhalb der Gruppe und das Vorhandensein von einem gegenseitigen Vertrauen. Das Vertrauen wiederum wird verstärkt, wenn die Unterstützung der Gemeinde und anderer Gruppierungen im Dorf da ist.

Bei einem Dorfgemeinschaftshaus-Projekt müssen Individualinteressen bzw. Interessen von einzelnen Gruppierungen dem Interesse der gesamten Dorfbevölkerung untergeordnet werden. Die Dorfgemeinschaft wird zwar vielfach als relativ homogen betrachtet, dennoch gilt es bei einem Dorfgemeinschaftshaus, die Wünsche von ganz unterschiedlichen Gruppierungen wie der Jugend und den SeniorInnen, der Chorgemeinschaft und der Bastelrunde etc. unter einen Hut zu bringen. Das zeigt, dass bei einem Dorfgemeinschaftshaus die örtlichen Gruppierungen keine nach innen orientierten und in sich geschlossenen Systeme bleiben können,

sondern sich auch nach außen orientieren müssen. In diesem Sinne trifft die brückenbildende Dimension des sozialen Kapitals jedenfalls zu und sorgt dafür, dass ganz unterschiedliche Gruppierungen bei einem gemeinsamen Projekt integriert werden.

Der Dorferneuerungsverein vertritt im Dorferneuerungsprozess die gesamte Dorfbevölkerung, das heißt, dass Nichtmitglieder und sich in der Dorfgemeinschaft nicht aktiv zeigende Personen damit genauso eingeschlossen werden. Es besteht natürlich die Möglichkeit, dass nicht-aktive Personen durch den losgetretenen Prozess motiviert werden, sich auch aktiv einzubinden. Dennoch handelt es sich bei einem Dorfgemeinschaftshaus eindeutig um ein Kollektivgut: Jene Dorfbevölkerung, die sich bei der Projektentwicklung und -umsetzung nicht aktiv beteiligt hat, profitiert vom fertig errichtete Dorfgemeinschaftshaus genauso, denn als Kommunikationsort für die gesamte Bevölkerung kann diese Einrichtung auch von dieser Personengruppe genutzt werden. Das TrittbrettfahrerInnenproblem kann weitgehend vermieden werden, wenn es sich bei der Dorfgemeinschaft um starke, dauerhafte Beziehungen handelt. Dorfgemeinschaften sind aufgrund ihrer zugeschriebenen Strukturen und Lebensweisen (relativ homogen, man kennt sich, häufige bzw. regelmäßige Kontakte, weniger mobil etc.) im Grunde prädestiniert für die Bildung einer starken Gemeinschaft. Umso leichter kann diese aufgebaut werden, wenn das Dorf eine überschaubare Größe hat – bei drei Viertel der untersuchten Orte mit unter 500 EinwohnerInnen sind die Chancen für die Bildung von starken Dorfgemeinschaften daher sehr groß.

Zur Größe und Struktur der Gemeinde kommt der Aspekt der Identifikation hinzu. Streusiedlungen und insbesondere ehemalige eigenständige Gemeinden, die im Rahmen der Gemeindezusammenlegungen an andere angegliedert wurden, identifizieren sich viel eher mit der eigenen Dorfgemeinschaft als mit der gesamten Gemeinde. Um ein Projekt wie ein Dorfgemeinschaftshaus realisieren zu können, ist es einerseits förderlich, wenn die Dorfgemeinschaft eine relativ geschlossene Gruppe darstellt (speziell die Erbringung von Eigenleistungen ist dadurch eher gegeben), sie braucht andererseits aber auch eine gewisse Offenheit gegenüber den Interessen der gesamten Gemeinde, damit sie mit deren Unterstützung rechnen kann.

Beteiligte und ihre Leistungen im Umsetzungsprozess

Eine vielfältig zusammengesetzte ProponentInnenschaft ist sowohl für die Verwirklichung der Projektidee förderlich, schafft aber auch bei der Umsetzung wesentliche Vorteile: Wenn auf

zahlreiche und vielseitige Kontakte zurückgegriffen werden kann, können viele Arbeiten von der Gemeinschaft selbst erledigt werden – das beginnt beim Erstellen von Bauplänen und Einholen von Kostenvoranschlägen bis hin zu breit gestreuten handwerklichen Fähigkeiten (dazu zählt das Dachdecken genauso wie das Nähen von Vorhängen). Darüber hinaus sind Kontakte zu anderen (Dorferneuerungs-)Orten hilfreich, die im eigenen Dorf bereits ein Dorfgemeinschaftshaus errichtet haben, denn Besichtigungen und ein Austausch von Informationen können das jeweilige eigene Projekt wesentlich bereichern. Dazu kommt, dass je mehr Unterstützung ein Dorfgemeinschaftshaus-Projekt erhält, umso leichter ist es, unterschiedliche Ressourcen zu aktivieren. Das Motivieren von vielen DorfbewohnerInnen sich an der Errichtung eines Dorfgemeinschaftshauses zu beteiligen, kann durchaus als Beziehungsarbeit bezeichnet werden, die umso leichter fällt und umso mehr Erfolg verspricht, wenn sich durch das fertige Dorfgemeinschaftshaus auch viele einen tatsächlichen Nutzen erwarten können.

Mit der Unterstützung der Gemeinde für ein Dorfgemeinschaftshaus-Projekt zeigt diese, dass sie grundsätzlich darauf vertraut, dass die jeweilige Dorfgemeinschaft sich um eine entsprechende Umsetzung des Projektes bemühen wird. Im Grunde handelt es sich dabei dennoch um ein Geschäft: Die Leistung der Gemeinde ist die finanzielle Unterstützung, als Gegenleistung erwartet sie sich dafür die Arbeitsleistungen der Bevölkerung. Dabei ist das ökonomische Kapital direkt mit dem verfügbaren sozialen Kapital verbunden: Grundsätzlich kann der Schluss gezogen werden, je mehr ökonomisches Kapital vorhanden ist, desto weniger soziales Kapital ist notwendig. Finanzstarke Gemeinden sind demnach weniger an das Vorhandensein von sozialem Kapital gebunden, da die Umsetzung des Projektes auch per Auftragsvergabe erfolgen könnte. Im Falle eines Dorfgemeinschaftshauses führt diese Möglichkeit jedoch am Ziel vorbei, da der Sinn eines Dorfgemeinschaftshauses per se die gemeinschaftliche Aktivität ist – selbst ein schlüsselfertig übergebenes Dorfgemeinschaftshaus wäre wertlos, wenn es nicht auch von der Dorfgemeinschaft genutzt würde.

Die hohe Bereitschaft der Dorfgemeinschaft zur Erbringung von Eigenleistungen (wie es bei den Dorfgemeinschaftshäusern der Fall ist), zeugt von einem hohen Engagement für gemeinschaftliche Angelegenheiten und einem gewissen Maß an Verantwortung für die Dorfgemeinschaft. Stabile, auf Dauer angelegte Beziehungen sind bei einem langfristigen Projekt wie einem Dorfgemeinschaftshaus notwendig – neben der langfristigen Nutzung beansprucht alleine die Errichtung oftmals mehrere Jahre. Das heißt also, dass beim Start eines derartigen Projektes darauf vertraut werden kann, dass mit der Unterstützung der Beteiligten auch in ein

paar Jahren noch zu rechnen ist. Dazu kommt, dass die Beteiligung auf Freiwilligkeit basiert – die Projektumsetzung und die Erbringung von eigenen Leistungen würden nicht funktionieren, wenn ein derartiges Projekt unter Zwang erfolgen müsste. Dennoch besteht die Gefahr, dass die anfängliche Euphorie mit zunehmender Dauer des Projektes abnimmt und die Eigenleistung weniger durch eine Großteil der Bevölkerung als vielmehr von wenigen Personen erbracht wird.

Die erbrachten Leistungen durch die Dorfgemeinschaft können als direkte und indirekte Investition betrachtet werden. Die direkte Investition bezieht sich auf die materielle Ebene (durch die zur Verfügung gestellte Arbeitskraft entsteht ein Dorfgemeinschaftshaus), während sich die indirekte Investition auf die immaterielle Ebene bezieht: Das gemeinsam verfolgte und erreichte Ziel kann das Selbstwertgefühl steigern, die Identität der Dorfbevölkerung stärken und ein starkes Wir-Gefühl erzeugen. Die Dorfbevölkerung kann stolz sein, sich einen gemeinsamen Kommunikationsort geschaffen zu haben und dieser Ort wiederum kann als verbindendes Symbol für die lokale Gemeinschaft verstanden werden. Das realisierte Dorfgemeinschaftshaus-Projekt kann der Anstoß für weitere Projekte sein und ein Motivator für die Dorfbevölkerung, sich auch weiterhin aktiv in der Gemeinschaft zu engagieren.

NutzerInnen und Formen der Nutzung

Dorfgemeinschaftshäuser stellen Orte dar, an denen Beziehungen gepflegt und intensiviert oder aber auch erst neu aufgebaut werden können. Anders als bei einem reinen Vereinslokal, das nur den entsprechenden Vereinsmitgliedern zur Nutzung zur Verfügung steht, sind Dorfgemeinschaftshäuser in der Regel so konzipiert, dass sie grundsätzlich von der gesamten Dorfbevölkerung genutzt werden können bzw. zumindest mehreren sozialen Gruppierungen offen stehen. Die brückenbildende und integrative Funktion wurde zuvor bereits erwähnt, diese gilt jedoch nicht nur für die örtlichen Vereine, sondern auch für ZuzüglerInnen oder für die Zweitwohnsitzbevölkerung. Für diese können Dorfgemeinschaftshäuser Orte darstellen, die ihnen die Integration in die Dorfgemeinschaft erleichtern. Abhängig von der Nutzungsform können Dorfgemeinschaftshäuser außerdem eine Integration über die eigenen Dorfgrenzen hinaus ermöglichen. Veranstaltungen und Feste bringen auch BesucherInnen aus anderen (Katastral-)Gemeinden und „öffnen“ in diesem Sinne das Dorf.

Veranstaltungen können generell als gemeinschaftsfördernde Aktionen betrachtet werden, sowohl aus VeranstalterInnen- als auch aus NutzerInnen-Perspektive. VeranstalterInnen brauchen ein Team, das bei der Organisation und bei der Durchführung unterstützt. Auch wenn es sich bei den Dorfgemeinschaftshäusern eher um kleinere Veranstaltungen handelt, müssen dennoch genügend Personen bereit sein, in der Regel ohne Entlohnung an der Veranstaltung mitzuhelfen anstatt diese als Gast zu besuchen. Es bedarf dazu also erneut das Engagement der Gemeinschaft, aber auch das Vertrauen, dass auf diese Personen Verlass ist. Für die NutzerInnen (also aus Sicht der Gäste) können Veranstaltungen ebenso zum aktiven „Netzwerken“ dienen oder aber auch nur zum passiven Verweilen. In jedem Fall zeigen sie mit ihrem Erscheinen Interesse an der Gemeinschaft bzw. sehen sich selbst als Teil dieser. Ein Zugehörigkeitsgefühl kann also sowohl bei den VeranstalterInnen als auch bei den NutzerInnen festgestellt werden.

Das Interesse, das Individuen an einer aktiven Teilnahme an einem gemeinschaftlichen Leben haben, wird sowohl bei formalen Veranstaltungen (wie beispielsweise bei Versammlungen) als auch bei informellen Aktivitäten (wie etwa bei Bastelrunden oder Geburtstagsfesten) ersichtlich. Insbesondere für die informellen Treffen kann ein Dorfgemeinschaftshaus ideale Rahmenbedingungen bieten, die in der Gaststube im Dorfwirtshaus oder im privaten Wohnzimmer nicht gegeben sind. Je mehr Personen an den Treffen teilhaben und je intensiver dieser allgemeine Kommunikationsort genutzt wird, umso mehr unterstreicht dies eine aktive Gemeinschaft. Soziales Kapital entsteht bei derartigen gemeinschaftlichen Aktivitäten automatisch – nicht gezielt, sondern nebenbei.

Das soziale Kapital, das durch die Errichtung eines Dorfgemeinschaftshauses entstanden bzw. gesteigert wurde, wird durch die Nutzung zum einen zusätzlich verstärkt, zum anderen aber auch transformierbar. Beispielsweise bei einer Aufführung eines Theaterstücks wird das soziale Kapital der Theaterspielgruppe in kulturelles Kapital und auch in ökonomisches Kapital (Eintrittsgelder, Bewirtung) umgewandelt. Die Durchführung von Computer- oder Sprachkursen wiederum steigert das Humankapital der teilnehmenden Bevölkerung, durch gemeinsames Üben zuhause werden aber auch die sozialen Kontakte erneut intensiviert.

Dorfgemeinschaftsräume sind Orte, an denen Werte und Normen der Gemeinschaft weitergegeben bzw. bewusst oder unbewusst diskutiert und weiterentwickelt werden. In einem von Gabriele Langschwert im Jahr 1985 publizierten Handbuch für die Nutzung von Gemeinschaftsräumen in (städtischen) Wohnhäusern („Wohnen mit Nachbarn drinnen und draußen“) wird die gute Nachbarschaft als ein wesentliches Kriterium für das Funktionieren von Gemeinschaftsräumen betont. Daran hat sich auch 25 Jahre später nichts geändert – auch für das Funktionieren von Dorfgemeinschaftshäusern ist eine gute bzw. starke Dorfgemeinschaft förderlich. Das Vorhandensein eines gewissen gegenseitigen Vertrauens wurde bereits im Zusammenhang mit der Errichtung von Dorfgemeinschaftshäusern genannt, damit diese auch im Alltag sinnvoll genutzt werden, kommt zum Vertrauen das Befolgen von Normen hinzu. Umgekehrt hängen diese Regeln auch wieder vom vorhandenen Vertrauen ab: Je mehr die einzelnen Nutzungsgruppen das Dorfgemeinschaftshaus verantwortungsvoll nutzen und führen, desto weniger müssen strikte Regelwerke durchgesetzt werden.

In Form eines Nutzungskonzepts sind bei Dorfgemeinschaftshäusern Normen in gewisser Weise formalisiert. Allerdings muss die Art und Weise der schriftlich festgelegten Regelungen an sich nichts darüber aussagen, wie gut der Zusammenhalt der Gemeinschaft ist. Wenn eine Gemeinde als Eigentümerin des Dorfgemeinschaftshauses beispielsweise vom Dorferneuerungsverein eine Miete verlangt, kann das rein betriebswirtschaftlich begründet sein und muss kein Hinweis für mangelndes Vertrauen der Gemeinde gegenüber dem Dorferneuerungsverein sein. Relevant ist vielmehr, ob die Regelungen in der Praxis ganz selbstverständlich befolgt werden oder ob es dazu die Ausübung von einem gewissen Zwang bedarf.

Abgesehen von bestenfalls automatisiertem Nutzungsverhalten sind zur Verwaltung von Dorfgemeinschaftshäusern auch Aufgaben wie etwa Terminkoordination, Schlüsselverwaltung, Betriebskostenabrechnung oder Instandhaltung zu übernehmen. Damit eine gewisse Effizienz in der Verwaltung von Dorfgemeinschaftshäusern gegeben sein kann, ist es daher notwendig, dass es definierte hauptverantwortliche Personen gibt. Es handelt sich dabei immer um ehrenamtliche Tätigkeiten, die häufig von den Obleuten der Dorferneuerungsvereine übernommen werden. Für funktionierende Dorfgemeinschaftshäuser ist es auch erforderlich, dass das Thema Reinigung adäquat gelöst ist. Dabei zeigt sich wiederum – falls nicht die Gemeinde diese Aufgabe übernommen hat –, in wie weit sich die Gemeinschaft auch hier zur

Mithilfe bereit erklärt. Je weniger Verwaltungsaufgaben von der Gemeinde übernommen werden, umso mehr sind die einzelnen Gruppierungen bzw. die Dorfgemeinschaften gefordert, sich für das Dorfgemeinschaftshaus verantwortlich zu fühlen und sich auch aktiv darum zu kümmern. Die bereits angesprochene Kollektivgutproblematik kommt hier einmal mehr zum Tragen, denn je weniger Personen sich für eine gute Instandhaltung des Dorfgemeinschaftshauses sorgen, umso eher werden auch diese wenigen Personen früher oder später frustriert aufgeben. Umgekehrt kann sich eine gute eigenständige Verwaltung aber auch auf andere zivilgesellschaftliche Bereiche übertragen und immer mehr DorfbewohnerInnen dazu animieren, in irgendeiner Form Verantwortung im Dorfleben zu übernehmen.

Die Organisation der Nutzung hängt auch davon ab, wer in welcher Form nutzen darf. Es macht einen Unterschied aus, ob das Dorfgemeinschaftshaus eher für die lokale Bevölkerung zum ungezwungenen Beisammensein gedacht ist oder der Fokus auf Veranstaltungen gelegt wird. Ersteres unterstützt wesentlich die Bildung von sozialem Kapital, da es bei einer derartigen Nutzung explizit um die Beziehungspflege geht, betriebswirtschaftlich gesehen können damit aber kaum die Betriebskosten gedeckt werden. Veranstaltungen auf der anderen Seite – insbesondere von externen VeranstalterInnen – ermöglichen Mieteinnahmen, mit denen die Betriebskosten (zumindest teilweise) gedeckt werden können. Auch wenn Veranstaltungen mehr dem kulturellen Kapital oder dem Humankapital dienen, sie haben dennoch auch Effekte für das soziale Kapital. Alleine der Umstand, dass laufend und vielseitige Veranstaltungen im Dorf angeboten werden und damit vielleicht auch BesucherInnen von außerhalb in das Dorf kommen, kann das lokale Selbstbewusstsein stärken und kann dem Dorf eine eigene Identität geben. (Oberfellabrunn hat sich beispielsweise durch seine Theateraufführungen und Schmerbach am Kamp durch das Asphaltstockschießen einen Namen in der Region gemacht.)

6 Dorfgemeinschaftshäuser und ihre Bedeutung für das soziale Kapital – Fazit

Dorfgemeinschaften scheinen ideale Voraussetzungen mitzubringen, die nach den Sozialkapitaltheorien notwendig sind für einen starken Zusammenhalt in der Gemeinschaft. Die überschaubare Größe der Dörfer erleichtert es, dass sich die DorfbewohnerInnen gegenseitig vertrauen, Kontakte pflegen und anhand gemeinsamer Werte und Normen das Dorfleben gemeinsam gestalten. Ein dadurch entstehendes Wir-Gefühl ermöglicht es, dass sich Menschen aus dem Dorf auch aktiv für die Gemeinschaft und deren Entwicklung einsetzen – die Dorferneuerungsaktion bietet dazu Hilfestellung an. Die Dorferneuerung ist dabei kein Top-Down-Programm, das vorgibt, was das Richtige für die Menschen ist, sondern lässt die BürgerInnen selbst entscheiden, welche Maßnahmen sie im jeweiligen eigenen Umfeld für wichtig erachten. Es ist damit also kein Zwang verbunden, sondern im Gegenteil: Orte, die in die Dorferneuerung aufgenommen werden wollen, müssen den ersten Schritt setzen.

In diesem Sinne sind Dorfgemeinschaftshäuser bereits als der übernächste Schritt zu sehen: Die Dorfbevölkerung hat sich bereits (erfolgreich) um die Aufnahme in die Dorferneuerung bemüht, sie hat also bereits eine gemeinsame Problemsicht entwickelt und dementsprechende Ideen und Ziele zur Problemlösung formuliert und geht nun daran, diese Ziele auch zu realisieren. Jeder Schritt für sich stellt einen Prozess dar, der die Menschen motivieren kann, sich aktiv einzubinden – soziales Kapital ist also schon vor der Idee zur Schaffung eines Dorfgemeinschaftshauses vorhanden und wird mit jeder weiteren Projektphase intensiviert. Im Grunde kann jeder noch so kleine Baustein, der zur erfolgreichen Realisierung des Projektes beiträgt, auch als Beitrag für das soziale Kapital im Dorf angesehen werden. Dazu kommt, dass ein Dorfgemeinschaftshaus als Kommunikationsort für die gesamte Dorfbevölkerung alleine durch seine Zweckbestimmung eine Investition in das soziale Kapital des Dorfes ist.

Die theoretische und empirische Analyse hat gezeigt, dass sich in einem Dorfgemeinschaftshaus im Wesentlichen alle Dimensionen und Eigenschaften des sozialen Kapitals vereinen lassen. Das Dorfgemeinschaftshaus als gemeinsam realisiertes Ziel kann für die DorfbewohnerInnen zu einem Identifikationssymbol werden, das das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkt und das zu weiteren gemeinsamen Aktivitäten anregt. Dazu ist auch dessen Integrationsfähigkeit zu nennen, sowohl die Integration von ZuzüglerInnen, als auch eine generationenübergreifende Integration und dem Zusammenbringen von unterschiedlichen örtlichen Institutionen und Gruppierungen. Daraus entsteht ein Mehrwert, der der gesamten Bevölkerung zugute

kommt: Jede sich beteiligende soziale Gruppierung erhält mit dem Dorfgemeinschaftshaus eine Räumlichkeit für die eigenen Nutzung, durch die Nutzungen anderer Gruppierungen entstehen aber Synergien (sei es durch die Aufteilung von Kosten oder durch sich ergänzende gemeinschaftliche Aktivitäten), von denen wiederum alle Beteiligten und die gesamte Dorfgemeinschaft profitieren.

Die Bedeutung von Dorfgemeinschaftshäusern für das soziale Kapital im Dorf ist die eines Verstärkers: Schon vor dem Beginn eines Dorfgemeinschaftshaus-Projektes ist ein gewisses Maß an sozialem Kapital vorhanden – durch den Umsetzungsprozess und die anschließende Nutzung des Dorfgemeinschaftshauses wird dieses vorhandene soziale Kapital weiter intensiviert. Die Multiplikationseffekte, die durch soziales Kapital ausgeübt werden können, treffen am Untersuchungsgegenstand also jedenfalls zu. Diese vervielfältigenden Auswirkungen betreffen nicht nur das soziale Kapital im engeren Sinn, sondern wirken auch auf andere Bereiche wie Bildung, Kultur, Gastronomie und Tourismus. Darüber hinaus kann die erfolgreiche Realisierung eines Dorferneuerungsprojektes die Menschen dazu motivieren, weitere Maßnahmen im Dorf anzugehen und umzusetzen.

Dorfgemeinschaftshäuser lassen sich als direkte und gewinnbringende Investition in das soziale Kapital bezeichnen. Sie mögen zwar im ökonomischen Sinn in vielen Fällen eine Fehlinvestition darstellen, werden allerdings nicht monetäre Mittel zur Bewertung herangezogen, sondern das Gemeinwohl und die Gemeinschafts-Effizienz beurteilt (im Sinne von beispielsweise Kooperationen und kreativer Problemlösungskompetenz), so ist ein Mehrwert deutlich erkennbar. Indem mit Dorfgemeinschaftshäusern jung und alt genauso wie „Alteingesessene“ und „Neulinge“ zusammengebracht werden können und die DorfbewohnerInnen angeregt werden sich selbst einzubringen und selbst aktiv an der Gestaltung des Gemeinschaftslebens teilzuhaben, werden damit Zivilgesellschaften gefördert, die nicht nur auf den Eigennutz bedacht sind, sondern auch Verantwortung für das Umfeld übernehmen wollen. Insbesondere im Sinne einer ökologischen, ökonomischen und sozialen Nachhaltigkeit handelt es sich dabei also durchaus um eine zukunftsweisende Investition.

Die noch offene Fragen nach der Anwendbarkeit des Sozialkapital-Konzepts für die Dorferneuerung im Allgemeinen lässt sich nach Meinung der Verfasserin relativ einfach beantworten: Die Dorferneuerung scheint geradezu ein Best-Practice-Beispiel dafür zu sein, wie soziales Kapital gestärkt werden kann. Die von der Politik zunehmend geforderte Eigenverantwort-

lichkeit der BürgerInnen in den verschiedensten (vielfach wohlfahrtstaatlichen) Bereichen wird bei der Dorferneuerung im Rahmen der BürgerInnenbeteiligung schon seit Jahren praktiziert. In wie weit das Angebot der aktiven Beteiligung von den Betroffenen auch tatsächlich angenommen wird, kann durch die Politik alleine schwer beeinflusst werden, umso wichtiger scheint es aber daher, dass sie mit der Dorferneuerungsaktion (sowohl die Dorferneuerung im engeren Sinn als auch mit der Lokalen Agenda 21 bzw. der Gemeinde21 in Niederösterreich) entsprechende Rahmenbedingungen dafür geschaffen hat.

Neben der Partizipation ist außerdem die langfristige Perspektive ein Merkmal, das das soziale Kapital mit der Dorferneuerung verbindet: Beide Strategien stellen nicht kurzfristige Lösungen in den Vordergrund, sondern beide unterstützen die „Langsamkeit sozialen Lernens“ (Gehmacher / Palt 2004, 26).

Mit dem im Rahmen der Dorferneuerungsaktion neu eingeschlagenen Weg der thematisch ausgerichteten landesweiten und viertelbezogenen Netzwerke und der Schwerpunktsetzung auf die soziale Dorferneuerung sind darüber hinaus weitere zentrale Komponenten des Sozialkapital-Konzepts in das Dorferneuerungsverfahren implementiert worden: Zum einen können durch eine entsprechende Selbst- und Fremdrelexion der Dorferneuerungsmaßnahmen des im Rahmen der Netzwerke forcierten Informations- und Erfahrungsaustausches über die eigenen Dorf- und Gemeindegrenzen hinaus die positiven Wirkungen multipliziert werden und somit zu einer weiteren Stärkung des – nicht nur lokalen, sondern landesweiten – sozialen Kapitals beitragen; zum anderen hat die soziale Dorferneuerung explizit das soziale Engagement und die Stärkung des Zusammenhalts von Gemeinschaften zum Ziel und fördert daher entsprechende Maßnahmen, wodurch – bei der sozialen Dorferneuerung sowohl direkt als auch indirekt – erneut soziales Kapital gebildet wird.

Schlussbemerkungen

Die Ausführungen dieser Arbeit stellen primär die ermöglichenden Aspekte der Sozialkapitaltheorien dar, wobei Kritik weitgehend fehlt. Das liegt einerseits daran, dass das Sozialkapital-Konzept an sich als mehr oder weniger universelle Problemlösungsstrategie aufgefasst werden kann und andererseits daran, dass der Schwerpunkt dieser Arbeit nicht auf eine Evaluierung der Dorfgemeinschaftshaus-Projekte im Sinne einer Kosten-Nutzen-Effizienz gesetzt wurde.

Diese Diplomarbeit kann in der vorliegende Form als eine erste Annäherung an die beiden Themen Dorferneuerung und soziales Kapital verstanden werden, in dessen Zusammenhang

sich verschiedene weiterführende Fragestellung aufdrängen, die ebenfalls einer ausführlichen Auseinandersetzung bedürften. Derartige Klärungspunkte sind beispielsweise:

- *Erhaltungskosten von Dorfgemeinschaftshäusern:* Was kosten Dorfgemeinschaftshäuser die öffentliche Hand? Welche Finanzierungsmodelle würden sich anbieten, damit Dorfgemeinschaftshäuser selbsttragend geführt werden können? Wäre es in diesem Zusammenhang besser, anstelle von Dorfgemeinschaftshäusern auf die Erhaltung bzw. Errichtung von Dorfwirtshäusern zu setzen? Wie lange ist die Lebensdauer von Dorfgemeinschaftshäusern? (Sind sie heute modern, aber in zehn Jahren nützt sie keiner mehr?)
- *Perspektive der AkteurInnen:* Wie nehmen die Betroffenen den Dorferneuerungsprozess im Allgemeinen und die Dorfgemeinschaftshäuser im Besonderen wahr? In wie weit erfüllen sich die primär theoretisch dargestellten ermöglichenden Sozialkapital-Aspekte im praktischen Leben?
- *Dorfgemeinschaftshäuser in Zahlen ausgedrückt:* Wie sieht die konkrete Auslastung der Dorfgemeinschaftshäuser aus? Wie hoch ist der Bevölkerungsanteil im Dorf, der das Dorfgemeinschaftshaus tatsächlich nützt? Wie hoch sind die Betriebskosten umgerechnet auf die einzelne Dorfbewohnerin bzw. den einzelnen Dorfbewohner?

Die Dorferneuerung hat das Potenzial, auf innovative Weise die Entwicklung des ländlichen Raumes zu forcieren. Ebenso können wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Thema die Weiterentwicklung der Dorferneuerung vorantreiben. In diesem Sinne können die genannten Fragestellungen durchaus als Anregung verstanden werden für folgende wissenschaftliche Arbeiten.

7 Literaturverzeichnis

- Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Raumordnung und Regionalpolitik, Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung (2007): Ausführungen zu den Dorferneuerungsrichtlinien 1998, 6/2007. Krems. URL: http://www.dorf-stadterneuerung.at/media/dorf_1222863612.pdf. [Stand: 8. Juli 2009].
- Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Raumordnung und Regionalpolitik, Landesgeschäftsstelle für Dorferneuerung. Landeskoordinierungsstelle für Stadterneuerung (Hg.) (2009): Auf Kurs im Dorf: Dorfgemeinschaftshäuser als Seminarveranstaltungsorte. In: Leben in Stadt und Land, Magazin der Dorf- und Stadterneuerung in Niederösterreich, Winter 2009. 10-11.
- Baier, Dirk / Nauck, Bernhard (2006): Soziales Kapital – Konzeptionelle Überlegungen und Anwendung in der Jugendforschung. In: Ittel, Angela / Merken, Hans (Hg.): Interdisziplinäre Jugendforschung. Jugendliche zwischen Familie, Freunden und Feinden. Wiesbaden. 49-71.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen. 183-198.
- CBS Network Services Limited / Technologie-Netzwerk Berlin e.V. (Hg.) (2003): Soziales Kapital. Informationsbroschüre. URL: <http://www.european-network.de/downloads/Informationsbroschuere%20-%20Soziales%20Kapital.PDF>. [Stand: 12. Dezember 2009].
- Club Niederösterreich (Hg.) (1994): Unser Greißler. Unser Wirtshaus. Schriftenreihe Club Niederösterreich, 9/1994. Wien.
- Dachs, Herbert (Hg.) (1992): Das gefährdete Dorf. Grundsätzliches zur Dorferneuerung, Erfahrungen am Beispiel Salzburg. Salzburg/Wien.
- Dangschat, Jens (2006/2007): Stadtsoziologische Konzepte – Modul 20 „Architektur und Gesellschaft“. Unterlagen zur Vorlesung VO 273.032 an der Technischen Universität Wien, Wintersemester 2006/2007.
- Dangschat, Jens / Frey, Oliver (2005): Stadt- und Regionalsoziologie. In: Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne et. al. (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden. 143-164.
- Deindl, Christian (2005): Soziale Netzwerke und soziales Kapital. Einfluss auf Lebenszufriedenheit und Vertrauen. Diskussionspapier der Forschungsgruppe Arbeit, Generation, So-

- zialstruktur (AGES) der Universität Zürich. URL: <http://www.suz.uzh.ch/ages/pages/PAGES-05.pdf>. [Stand: 26. November 2007].
- Dorferneuerungsrichtlinien (1998): Dorferneuerung in Niederösterreich. Richtlinien für die Erhaltung, Erneuerung und Entwicklung von Orten im ländlichen Raum. In der Fassung vom 30. Juni 1998. URL: http://www.dorf-stadterneuerung.at/media/dorf_1222868182.pdf. [Stand: 8. Juli 2009].
- Franzen, Axel / Freitag, Markus (2007): Aktuelle Themen und Diskussionen der Sozialkapitalforschung. In: Franzen, Axel / Freitag, Markus (Hg.) (2007): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden. 7-22.
- Franzen, Axel / Freitag, Markus (Hg.) (2007): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden.
- Gabriel, Oscar W. / Kunz, Volker / Roßteutscher, Sigrid et. al. (2002): Sozialkapital und Demokratie. Zivilgesellschaftliche Ressourcen im Vergleich. Schriftenreihe des Zentrums für Angewandte Politikforschung, Band 24. Wien.
- Gehmacher, Ernst (2003): Sozialkapital zwischen Wirtschaftsliberalismus und sozialer Romantik. URL: www.umweltnet.at/filemanager/download/7684/. [Stand: 23. Dezember 2009].
- Gehmacher, Ernst (2004): Sozialkapital. Basisinformationen. URL: www.umweltnet.at/filemanager/download/7689/. [Stand: 23. Dezember 2009].
- Gehmacher, Ernst (2006): Einleitung. In: Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid / Neumüller, Josef et. al. (Hg.): Sozialkapital. Neue Zugänge zu gesellschaftlichen Kräften. (o. O.). 7-16.
- Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid (2006): Sozialkapital und schulische Erziehung zum Umweltschutz. In: Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid / Neumüller, Josef et. al. (Hg.): Sozialkapital. Neue Zugänge zu gesellschaftlichen Kräften. (o. O.). 135-154.
- Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid / Neumüller, Josef et. al. (Hg.) (2006): Sozialkapital. Neue Zugänge zu gesellschaftlichen Kräften. (o. O.).
- Gehmacher, Ernst / Palt, Claudia J. (2004): Sozialkapital im ländlichen Raum. Studie in ausgewählten Landgemeinden. URL: https://www.dafne.at/prod/dafne_plus_common/attachment_download/84cfee44b875aca6dcdabb124028dfa31/1366%20Gehmacher_AB.pdf. [Stand: 23. Dezember 2009].
- Gerstmayr, Anke (2000): Kommunikationsnetzwerke im ländlichen Raum: mit einer empirischen Untersuchung in den Gemeinden Ardagger, Viehdorf. Diplomarbeit an der Universität Wien.

- Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle.
- Graf, Sigrid / Ortner, Karl M. (2009): Nachhaltigkeit im Österreichischen Programm für die Entwicklung des Ländlichen Raums und Ex post Evaluation der Maßnahme Dorferneuerung 2000-2006. AWI – Bundesanstalt für Agrarwirtschaft, Agrarpolitischer Arbeitsbehelf 30. Wien.
- Hainz, Michael (1999): Dörfliches Sozialleben im Spannungsfeld der Individualisierung. Schriftenreihe der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie e.V. (o. Nr.). Bonn.
- Hauer, Barbara (2005): MuseumsQuartier Wien. Öffentlicher Raum als Erlebnisraum? Diplomarbeit an der Universität Wien.
- Haug, Sonja (1997): Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES). Arbeitsbereich II, Arbeitspapier 15. Mannheim. URL: <http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp2-15.pdf>. [Stand: 19. Jänner 2010].
- Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/New York.
- Hellrigl, Manfred (2006): Zukunftsfrage Sozialkapital. In: Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid / Neumüller, Josef et. al. (Hg.): Sozialkapital. Neue Zugänge zu gesellschaftlichen Kräften. (o. O.). 93-105.
- Henkel, Gerhard (Hg.) (2004): Dörfliche Lebensstile. Mythos, Chance oder Hemmschuh der ländlichen Entwicklung? Essener Geographische Arbeiten, Band 36. Essen.
- Hlawatsch, Ulla / Neumüller, Josef / Trattnigg, Rita et. al. (2006): Auf dem Weg zu einer Kultur der Nachhaltigkeit – eine gemeinsame Spurensuche. In: Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid / Neumüller, Josef et. al. (Hg.): Sozialkapital. Neue Zugänge zu gesellschaftlichen Kräften. (o. O.). 209-234.
- Hutter, Martin (2003): Die Niederösterreichische Dorferneuerung – Eine Standortbestimmung. Mehrperspektivische Untersuchung zu Entwicklungspfaden, Betätigungsfeldern und Aussichten der Landesinitiative. Diplomarbeit an der Universität Wien.
- Ittel, Angela / Merkens, Hans (Hg.) (2006): Interdisziplinäre Jugendforschung. Jugendliche zwischen Familie, Freunden und Feinden. Wiesbaden.
- Jungbauer-Gans, Monika (2006): Einleitende Betrachtungen zum Begriff „Sozialkapital“. In: Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid / Neumüller, Josef et. al. (Hg.): Sozialkapital. Neue Zugänge zu gesellschaftlichen Kräften. (o. O.). 17-43.

- Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne et. al. (Hg.) (2005): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden.
- Krammer, Sabine (1995): Dorferneuerung als sozialgeographische Problemstellung – eine empirische Analyse am Fallbeispiel Müllendorf im Bezirk Eisenstadt. Diplomarbeit an der Universität Wien.
- Kreckel, Reinhard (Hg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen.
- Krenn, Markus (2003): Dorferneuerung im europäischen Kontext. Diplomarbeit an der Universität Wien.
- Kriesi, Hanspeter (2007): Sozialkapital. Eine Einführung. In: Franzen, Axel / Freitag, Markus (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden. 23-46.
- Langer, Markus A. (2000): Regionales Dokumentations-, Informations- und Bildungszentrum Schloß Katzelsdorf – ein Dorferneuerungs- und Regionalentwicklungsprojekt in der Buckligen Welt. Diplomarbeit an der Universität Wien.
- Langschwert, Gabriele (1985): Wohnen mit Nachbarn drinnen und draußen. Ein Handbuch für die Nutzung von Gemeinschaftsräumen und von Räumen, die dazu werden können. Wien.
- Matznetter, Walter (Hg.) (1995): Geographie und Gesellschaftstheorie. Referate im Rahmen des „Anlgo-Austrian Seminar on Geography and Social Theory“ in Zell am Moos, Oberösterreich. Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeographie, Band 3. Wien.
- Maurer, Susanne / Reutlinger, Christian / Kessl, Fabian et. al. (2005): Vorwort. In: Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne et. al. (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden. 5-10.
- Nowotny, Nadja (1992): „Innere Dorferneuerung“: Theorie- und praxisorientierte Überlegungen zu einem vernachlässigten Bereich. In: Dachs, Herbert (Hg.): Das gefährdete Dorf. Grundsätzliches zur Dorferneuerung, Erfahrungen am Beispiel Salzburg. Salzburg/Wien. 169-174.
- ÖROK (Österreichische Raumordnungskonferenz) (Hg.) (1988): Dorferneuerung in Österreich. Stand und ausgewählte Rahmenbedingungen. Bearb.: Reith, Wolf J. / Dörr, Heinz / Brunner, Ewald et. al.; ÖROK-Schriftenreihe 62. Wien.
- ÖROK (Österreichische Raumordnungskonferenz) (Hg.) (2006): Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit ländlicher Räume. Dienstleistungen der Daseinsvorsorge und Regionale Governance: Veränderungen, Herausforderungen, Handlungsbedarf. Bearb.: Favry, Eva / Hiess, Helmut / Musovic, Zeljka et. al.; ÖROK-Schriftenreihe 171. Wien.

- Prigge, Walter (1998): Vier Fragen zur Auflösung der Städte. In: Prigge, Walter (Hg.): Peripherie ist überall. Edition Bauhaus, Band 1. Frankfurt/New York. 6-12.
- Prigge, Walter (Hg.) (1998): Peripherie ist überall. Edition Bauhaus, Band 1. Frankfurt/New York.
- Pröll, Erwin (1994): Unser Greißler. Unser Wirtshaus. In: Club Niederösterreich (Hg.): Unser Greißler. Unser Wirtshaus. Schriftenreihe Club Niederösterreich, 9/1994. Wien. 6-8.
- Richter, Rudolf (2004): Dörfliche Lebensstile – Chance oder Hemmschuh der ländlichen Entwicklung? In: Henkel, Gerhard (Hg.): Dörfliche Lebensstile. Mythos, Chance oder Hemmschuh der ländlichen Entwicklung? Essener Geographische Arbeiten, Band 36. Essen. 111-126.
- Roßteutscher, Sigrid / Westle, Bettina / Kunz, Volker (2003): Das Konzept des Sozialkapitals und Beiträge zentraler Klassiker. In: Westler, Bettina (Hg.): Soziales Kapital. URL: http://www.politikon.org/iliias/course.php?co_id=72&co_inst=1. [Stand: 14. Dezember 2009].
- Scheuringer, Brunhilde (1992): Das Dorf im Spannungsfeld des sozialen Wandels. In: Dachs, Herbert (Hg.): Das gefährdete Dorf. Grundsätzliches zur Dorferneuerung, Erfahrungen am Beispiel Salzburg. Salzburg/Wien. 20-36.
- Schnur, Olaf (2003): Lokales Sozialkapital für die „soziale Stadt“. Politische Geographien sozialer Quartiersentwicklung am Beispiel Berlin-Moabit. Opladen.
- Schuller, Tom (2006): Social Capital as a Concept in International Policy Analysis. In: Gehmacher, Ernst / Kroismayr, Sigrid / Neumüller, Josef et. al. (Hg.): Sozialkapital. Neue Zugänge zu gesellschaftlichen Kräften. Wien. 44-61.
- Schulz, Wolfgang / Haller, Max / Grausgruber, Alfred (Hg.) (2005): Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986 – 2004. Wiesbaden.
- Schwab, Bernadette (2002): Die Entwicklung der Dorferneuerung in NÖ. Evaluierung in ausgewählten Orten: Klein Göpfritz / Gem. Pfaffenschlag, Rohrbach / Marktgem. Ziersdorf, Siegersdorf / Marktgem. Asperhofen. Diplomarbeit an der Universität Wien.
- Silberbauer, Petra H. (1996): Dorferneuerung – Nostalgiebewegung oder Hoffnungsträger für das Dorf? Eine Reise durch die Welt des Dorfes zwischen Traum und Wirklichkeit. Wirkungsanalyse des dörflichen Wandels und der Dorferneuerung im südwestlichen Niederösterreich. Diplomarbeit an der Universität Wien.
- Spellerberg, Annette (2004): Ländliche Lebensstile – ein praxisnaher Forschungsüberblick. In: Henkel, Gerhard (Hg.): Dörfliche Lebensstile. Mythos, Chance oder Hemmschuh der ländlichen Entwicklung? Essener Geographische Arbeiten, Band 36. Essen. 37-51.

- Thrift, Nigel (1995): Neue Ansätze in der Gesellschaftstheorie. In: Matznetter, Walter (Hg.): Geographie und Gesellschaftstheorie. Referate im Rahmen des „Anlgo-Austrian Seminar on Geography and Social Theory“ in Zell am Moos, Oberösterreich. Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeographie, Band 3. Wien. 14-24.
- Tönnies, Ferdinand (1991 [1887]): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt.
- Verband für Landes-, Regional- und Gemeindeentwicklung der NÖ Dorf- und Stadterneuerung (Hg.) (2008). Jahresbericht 2008. Hollabrunn.
- Werlen, Benno / Reutlinger, Christian (2005): Sozialgeographie. In: Kessler, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne et. al. (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden. 49-66.
- Westler, Bettina (Hg.) (2003): Soziales Kapital. URL: http://www.politikon.org/ilias/course.php?co_id=72&co_inst=1. [Stand: 14. Dezember 2009].
- Zimmer, Annette (2002): „Dritter Sektor“ und soziales Kapital. Münsteraner Diskussionspapiere zum Nonprofit-Sektor 19. Westfälische Wilhelms-Universität Münster. URL: http://www.aktive-buergerschaft.de/fp_files/Diskussionspapiere/2002wp-band19.pdf. [Stand: 26. November 2007].
- Zwingenberger, Maike (2003): Soziales Kapital. Communities und die Bedeutung sozialer Netzwerke in den USA. Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität. München. URL: http://edoc.ub.uni-muenchen.de/6028/1/Zwingenberger_Meike.pdf. [Stand: 26. November 2007].

Internetquellen

<http://statistik.at/blickgem/>

Internetquellen laut Liste im Anhang

Projektdatenbank Verband (Projektdatenbank Dorf- und Stadterneuerung Niederösterreich):

<http://80.64.129.135/dus/index.html> [zuletzt abgerufen am 29. März 2010]

www.dorf-stadterneuerung.at [zuletzt abgerufen am 24. März 2010]

www.dorfwiki.org [zuletzt abgerufen am 24. März 2010]

www.vorarlberg.at/zukunft [zuletzt abgerufen am 26. März 2010]

8 Anhang

Dorferneuerungsprojekte der Kategorie "Kommunikation" im Zeitraum 2003 bis 2007

lfd. Nr.	Ort	Gemeinde	Viertel	Wohnbevölkerung per 15.5.2001 (Ort)	Bezeichnung des Kommunikationsortes	Projektkosten laut Antrag	Internetquellen [zuletzt abgerufen am 29. März 2010]
1	Allentgenschwendt	Lichtenau im Waldviertel	Waldviertel	169	Dorfhäus	5.232,44	http://www.lichtenau.at/ http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20020508_OTS0048
2	Althoffein	Großkrut	Weinviertel	297	Kulturstadl	32.335,10	http://www.grosskrut.at/ http://www.kulturamkapellenberg.at/
3	Ardagger Stift	Ardagger	Mostviertel	1.002	Dorf- und Pfarrhaus	133.006,00	http://www.ardagger.gv.at/
4	Bad Fischau	Bad Fischau-Brunn	Industrieviertel	1.738	Kommunikationszentrum	48.043,00	http://www.bad-fischau-brunn.at/
5	Burgschleinitz	Burgschleinitz-Kühnring	Waldviertel	388	Gemeinde- und Veranstaltungszentrum	844.800,00	http://www.burgschleinitz-kuehring.at/ http://www.fireworld.at/ http://www.burgschleinitz.at/
6	Dietmanns	Großdietmanns	Waldviertel	686	Vereinshaus	27.113,00	http://www.grossdietmanns.gv.at/ www.dorferneuerung.org
7	Dietmannsdorf an der Wild	Brunn an der Wild	Waldviertel	150	Clubhaus	3.022,00	http://www.brunn-wild.gv.at/ www.dietmannsdorf.at/tf http://www.8ung.at/brunn/
8	Eisenberg	Krumau am Kamp	Waldviertel	110	Dorfzentrum	67.390,00	http://www.krumau.at/
9	Engelbrechts	Kautzen	Waldviertel	103	Gemeinschaftshaus	1.889,33	http://www.kautzen.gv.at/
10	Enzersdorf bei Staatz	Staatz	Weinviertel	382	Dorfzentrum	110.000,00	http://www.staatz.at/
11	Gaindorf	Ravelsbach	Weinviertel	344	Dorfzentrum	55.560,32	http://www.ravelsbach.at/
12	Gastern	Gastern	Waldviertel	356	Kommunalzentrum	2.550.374,00	http://www.gastern.at/ http://www.hoe-gestalten.at/broschuere_online/br111/gestaltungswettbewerb_gas-tern_1110.htm
13	Gresten	Gresten	Mostviertel	1.689	Multifunktionale Veranstaltungshalle	62.531,00	http://www.gresten.gv.at/
14	Großgraben	Asperhofen	Mostviertel	149	Vereinslokal	4.143,00	http://www.asperhofen.at/
15	Großmeiseldorf	Ziersdorf	Weinviertel	458	Dorfhäus	3.252,00	http://www.ziersdorf.at/ http://www.grossmeiseldorf.at/
16	Groß Reipersdorf	Pulkau	Weinviertel	168	Dorfhäus	82.045,00	http://pulkau.riskommunal.net/

lfd. Nr.	Ort	Gemeinde	Viertel	Wohnbevölkerung per 15.5.2001 (Ort)	Name des Kommunikationsortes	Projektkosten laut Antrag	Internetquellen [zuletzt abgerufen am 29. März 2010]
17	Heinrichs bei Weitra	Unserfrau-Altweitra	Waldviertel	177	Veranstaltungshalle	72.315,00	http://de.wikipedia.org/wiki/Unserfrau-Altweitra
18	Hohenwarth	Hohenwarth-Mühlbach am Manhartsberg	Weinviertel	411	Gemeindezentrum	674.795,00	http://www.hohenwarth-muehlbach.at/ http://www.jugend-hohenwarth.at/
19	Idolsberg	Krumau am Kamp	Waldviertel	111	Pfarrhofschuppen	74.845,00	http://www.krumau.at/
20	Kendl	Bergland	Mostviertel	60	Dorfstadl	83.579,10	http://www.bergland.gv.at/
21	Kirchbach	Rappottenstein	Waldviertel	102	Pfarrsaal	140.475,00	http://www.rappottenstein.gv.at/ http://www.kirchbach.net/
22	Klein Heinrichschlag**	Albrechtsberg an der Großen Krems	Waldviertel	110	Dorfhaus	13.592,00	http://www.albrechtsberg.at/
23	Klein Reichenbach	Windigsteig	Waldviertel	79	Gemeinschaftshaus	265.760,00	http://www.windigsteig.gv.at/
24	Lichtenegg	Lichtenegg	Industrieviertel	227	Gemeindefestsaal	5.100,00	http://www.lichtenegg.gv.at/
25	Neupölla	Pölla	Waldviertel	263	Clubhaus	49.396,00	http://poella.riskommunal.net/
26	Neustadt an der Donau	Neustadt an der Donau	Mostviertel	2.152	Gemeinschaftsräume	85.370,00	http://www.neustadt.gv.at/
27	Neustift im Felde	Kirchberg am Wagram	Weinviertel	289	Gemeinschaftshaus	10.967,00	http://www.kirchberg-wagram.at/
28	Nonndorf bei Gars	Gars am Kamp	Waldviertel	90	Gemeinschaftshaus	114.821,00	http://www.nonndorf-gars.at/ http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?InnovativeThemen/SiedelnBauenWohnen/DorfgemeinschaftsHaus http://www1.gars.at/
29	Oberfellabrunn	Hollabrunn	Weinviertel	336	Kulturstadl	146.776,86	http://www.hollabrunn.gv.at/ http://www.oberfellabrunn.info/
30	Obergrünbach	Lichtenau im Waldviertel	Waldviertel	133	Dorfschuppen	95.000,00	http://www.lichtenau.at/
31	Obergrünbach	Lichtenau im Waldviertel	Waldviertel	133	Gemeinschaftshaus	6.491,00	http://www.lichtenau.at/
32	Orth an der Donau	Orth an der Donau	Weinviertel	1.966	Kommunikationszentrum	15.700,00	http://www.orth.at/
33	Ötenthal	Großriedenthal	Weinviertel	332	Gemeinschaftsraum	119.820,00	http://www.grossriedenthal.at/gr_start.htm
34	Purgstall	Geras	Waldviertel	42	Gemeinschaftshaus	70.290,00	http://www.geras.gv.at/ http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?InnovativeThemen/SiedelnBauenWohnen/DorfgemeinschaftsHaus
35	Ravelsbach	Ravelsbach	Weinviertel	764	Veranstaltungssaal	294.000,00	http://www.ravelsbach.at/

lfd. Nr.	Ort	Gemeinde	Viertel	Wohnbevölkerung per 15.5.2001 (Ort)	Name des Kommunikationsortes	Projektkosten laut Antrag	Internetquellen [zuletzt abgerufen am 29. März 2010]
36	Reicharts	Irnitz-Mesern	Waldviertel	96	Dorfgemeinschaftshaus	112.000,00	http://www.irmritz.at/ http://www.bfkdo-horn.at/berichte/veranstaltung/20070520.html
37	Reisenberg	Reisenberg	Industrieviertel	1.404	Veranstaltungshalle	132.323,00	http://www.reisenberg.gv.at/ http://www.dev-reisenberg.at/
38	Riedenthal	Wolkersdorf im Weinviertel	Weinviertel	348	Dorfhaus	279.800,00	http://www.wolkersdorf.at/ http://www.riedenthal.at/
39	Schenkenbrunn	Bergern im Dunkelsteinerwald	Waldviertel	160	Gemeinschafts- und Jugendraum	88.000,00	http://www.dunkelsteinerwald.at/
40	Schiltern	Langenlois	Waldviertel	641	Pfarrstadl	12.800,00	http://www.langenlois.at/ http://www.schiltern.kronsegg.at/
41	Schmerbach am Kamp	Pölla	Waldviertel	82	Clubhaus	104.921,00	http://www.schmerbach.at/ http://poella.riskommunal.net/
42	Schrottenthal	Schrottenthal	Weinviertel	257	Veranstaltungszentrum	9.567,00	http://www.schrottenthal.at/ http://www.club.schrottenthal.at/ http://www.clubschrottenthal.at/ http://jusch.jimdo.com/
43	Siegersdorf	Pottendorf	Industrieviertel	497	Ortsvereinshaus	26.067,00	http://www.pottendorf.at/ http://www.pottendorf.spoer.at/
44	Spratzek	Hollenthon	Industrieviertel	64	Dorfzentrum	200.000,00	http://www.hollenthon.at/
45	Strögen	St. Bernhard-Frauenhofen	Waldviertel	91	Dorfgemeinschaftsraum	95.000,00	http://www.stbernhard.at/ http://www.stroegen.at/
46	Suttenbrunn	Hollabrunn	Weinviertel	227	Dorfhaus	44.278,31	http://www.hollabrunn.gv.at/
47	Thallern	Krems an der Donau	Waldviertel	282	Gemeindehaus	130.000,00	http://www.krems.gv.at/ http://www.thallern.at/
48	Thaya	Thaya	Waldviertel	536	Gemeinde- und Veranstaltungszentrum	726.300,00	http://www.gemeinde-thaya.at/ http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20050207_OTS0011 http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20050213_OTS0012 http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=29739&article_id=27666 http://www.publicart.at/suche/index.php?weiter=1&pnr=552&sessionid=0v26gd4isepfcj6cbju65sou2
49	Tiefenbach	Krumau am Kamp	Waldviertel	89	Gemeinschaftsraum	140.000,00	http://www.krumau.at/ http://www.gabriele-gaukel.at/mediengalerie_detail.php?katid=13&id=214#beginn

lfd. Nr.	Ort	Gemeinde	Viertel	Wohnbevölkerung per 1.5.2001 (Ort)	Name des Kommunikationsortes	Projektkosten laut Antrag	Internetquellen [zuletzt abgerufen am 29. März 2010]
50	Ulrichs	Unserfrau - Altweitra	Waldviertel	72	Kommunikationszentrum	208.958,00	http://de.wikipedia.org/wiki/Unserfrau-Altweitra
51	Wang	Wang	Mostviertel	467	Mehrweckhalle	71.938,66	http://www.wang.at/ http://esv-wang.sportunion.at/
52	Wegscheid am Kamp	Pölla	Waldviertel	80	Gemeinschaftshaus	195.500,00	http://poella.riskommunal.net/
53	Wielands	Großdietmanns	Waldviertel	270	Vereinshaus	98.342,00	http://www.grossdietmanns.gv.at/
54	Wieselsfeld	Hollabrunn	Weinviertel	82	Dorfhäus	50.700,00	http://www.hollabrunn.gv.at/
55	Wolfsbach	Wolfsbach	Mostviertel	530	Gemeindezentrum	112.200,00	http://www.wolfsbach.gv.at/
56	Wörnharth	Großschönau	Waldviertel	94	Gemeinschaftshaus	39.877,00	http://www.grosschoenau.gv.at/
Nicht in der Analyse berücksichtigt							
Restkategorie							
57	Herrnbaumgarten	Herrnbaumgarten	Weinviertel	1.007	Gemeindegasthaus	44.300,00	http://www.herrnbaumgarten.at/
58	Herrnbaumgarten	Herrnbaumgarten	Weinviertel	1.007	Schreiberhaus (Seminarzentrum)	60.390,00	http://www.herrnbaumgarten.at/
59	Lichtenegg	Lichtenegg	Industrieviertel	227	Treffpunkt Lichtenegg Community Center (Dienstleistungszentrum)	81.500,00	http://www.lichtenegg.gv.at/
In der angegebenen Form nicht realisiert							
60	Mitterbach-Seerotte	Mitterbach am Erlaufsee	Mostviertel	452	Multifunktionelles Veranstaltungszentrum	580.000,00	http://www.mitterbach.at/
61	Neudegg	Großriedenthal	Weinviertel	209	Veranstaltungsstadl	88.530,00	http://www.grossriedenthal.at/

* Kendl ist keine eigenständige Katastralgemeinde (EinwohnerInnen-Zahl laut Leitbildbericht)

** Klein-Heinrichschlag ist zusammen mit der Katastralgemeinde Eis in der Dorferneuerung

CURRICULUM VITAE

PERSÖNLICHE DATEN

Name	Franziska Schilcher
Geburtsdatum	16. Februar 1980
Geburtsort	Ried/Innkreis

AUSBILDUNG

1994 – 1999	Handelsakademie in Ried/Innkreis (Ausbildungsschwerpunkt Wirtschaftsinformatik und Organisation)
Mär. 2002 – Feb. 2005	Studium an der Universität Innsbruck (Geographie Diplom)
Sep. 2003 – Jun. 2004	ERASMUS-Aufenthalt an der Universität Utrecht
seit Mär. 2005	Studium an der Universität Wien (Geographie – Studienzweig Raumforschung und Raumordnung)

BERUFSTÄTIGKEIT (AUSZUG)

Voll- und Teilzeitanstellungen

Aug. 1999 – Jan. 2002	Büroangestellte in der Finanzbuchhaltung bei der Energie Ried GmbH, 4910 Ried/Innkreis
Mär. 2005 – Okt. 2006	Sekretärin im Büro des Rektorats an der Universität Wien, 1010 Wien
Jan. 2008 – Jan. 2010	Organisation und Durchführung von Wissenschafts-vermittlungsprojekten für Kinder sowie Webmaster im Kinderbüro der Universität Wien GmbH, 1080 Wien

Facheinschlägiges Praktikum

Sep. 2008	Volontärin bei der Stadt Wien, MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung im Referat Stadtforschung und Raumanalyse, 1082 Wien
-----------	---